3 1761 07972762 4

Salons

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/salonsbildergese02torn

Galante Unterhaltung

Nach einem Kohledruck von Braun & Co., Dornach i. Elsaß

Gemälde von A. Watteau

HMod
T6854sa

Salons

Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten

Von

Hugo
Valerian Tornius

Zweiter Band
Mit 24 Tafeln

Dritte Auflage

UNIVERSITY OF TORONTO
557176
10-2-53

Leipzig 1918 · Verlag von Klinkhardt & Biermann

Alle Rechte, insbesondere das
Übersetzungsrecht vorbehalten

Den Einband zeichnete Erich Gruner.
Gedruckt und gebunden in der Offizin von Julius Klinkhardt
in Leipzig.

Rokoko
Empfindsamkeit und Romantik

Inhaltsübersicht

Seite

Rokoko 1

Les Jours d'Appartement 13
Die Einschiffung nach der Insel Cythere . . . 22
Die Nächte der Herzogin du Maine 28
Das Idyll in Cirey 38
Rheinsberg und Sanssouci 52
Die Salons des galanten Leipzig 64
Das Königreich in der Rue Saint-Honoré . . 81

Empfindsamkeit 95
Die Muse der Enzyklopädie 103
Junker Berlichingen im Kreise der schönen Seelen 115
Wittumspalaisträume 126

Romantik 141
Das griechische Souper 151
Madame Récamiers Salon 160
Geselligkeit in Goethes Hause 180
Die kleine Berlinerin und ihre Schöngeister . 201
Le congrès dansant 223
Gesellschaftsbilder aus Alt-Wien 234
Die letzten Salons 244

Literatur 251

Verzeichnis der Abbildungen 259

Rokoko.

Unter der Ägide des Sonnenkönigs gelangte das Barock zu Einfluß und Macht. Nicht italienische Meister wie Bernini, Borromini, die Caracci, die großen künstlerischen Gestalter dieser wunderlichen, launenhaften, verschnörkelten Welt, drückten Westeuropa den Stempel des Barock auf, sondern der prunkende, prahlerische, dekorative Stil von Versailles. Von hier aus lenkte der allgewaltige selbstherrliche Bourbon die Politik aller zivilisierten Staaten; hier nahm jene gemessene schönrednerische Dichtung ihren Ausgang, die in den nachfolgenden Jahrzehnten den literarischen Geschmack bestimmte; hier wurde eine neue schwelgerische, üppige Lebenskunst geboren, die bei den deutschen Fürsten schnell Gesetzeswert erlangte; von hier aus gingen die Vorschriften der Mode hinaus in die Welt und wurden in der Fremde fast noch strenger befolgt als an der Stätte ihres Entstehens; von hier aus wurde Paris zur neuen Hauptstadt der Welt erhoben.

Während Versailles als Inbegriff des französischen Barock in Kunst und Mode noch lange jenseits des Rhei-

nes auf die deutschen Fürsten seinen dämonischen Einfluß ausübte, der bis zu dem unglücklichen zweiten Ludwig von Bayern reicht, dauerte seine Herrschaft in Frankreich selbst verhältnismäßig kurze Zeit. Sie stand und fiel mit Ludwigs Größe und Macht; richtiger ausgedrückt, sie erlahmte seit dem Augenblick, wo sich die große Wandlung in Ludwigs Seele vollzog, wo der Asket an die Stelle des Genießers trat. Als die schöne La Vallière und die stolze Montespan das Herz des roi soleil beherrschten, war der sinnenbetörende Rausch der äußeren Lebenshaltung das Faszinierende des französischen Hofes, dessen Zauber jeder, der hierherkam, unterlag. Seitdem jedoch Ninons Jugendfreundin Françoise d'Aubigné als Marquise von Maintenon des alternden Monarchen Schritte mit mönchischem Spürsinn überwachte, erstarrte der großzügige Geist von Versailles, trübte sich angesichts des hier sich entwickelnden bigotten Tuns der prunkende Glanz der Säle, verstummte alle Fröhlichkeit und erstarrten die gesellschaftlichen Formen zu einem nüchternen Zeremoniell.

Niemand erkannte diesen Wechsel der Hofluft von Versailles deutlicher als die Pfälzerin Liselotte. Sie kam nach Paris zu einer Zeit, da Ludwig in der vollen Blüte seines Mannesalters stand, da sein selbstherrliches Königtum nach allen Seiten sich erfolgreich durchzusetzen begann, erhöht durch den blendenden Glanz einer märchenhaft pompösen Hofhaltung, zu der sich der gesamte Adel Frankreichs drängte. Es war jene Zeit, die van der Meulen in einer Fülle von Kupferstichen verherrlicht hat. Jagden, Spazierfahrten, festliche Einzüge, große

Empfänge bildeten das Programm des Tages. Und überall strahlte im Mittelpunkt die Person des Sonnen-Königs, umringt von einem Kranz junonischer Frauen mit schweren, spitzenbehangenen Seidenroben und Hermelinmänteln, unter denen üppige Schultern und blendende Arme zum Vorschein kamen, Frauen wie die grande Mademoiselle und die Montespan.

Aber auch dort, wo der König nicht zugegen war, verrann das Leben in jenem süßen geselligen Taumel, der so verführerisch die Räume von Versailles umschmeichelte. Der ganze Tag bestand aus einer Kette heiterer Unterhaltungen, und selbst in die Messe ging man hauptsächlich deswegen, um mit denen, „so sich bei der Meß einfunden", nachher zu schwatzen. Schon nach der Mittagstafel kamen Damen, begierig, das neueste zu hören oder es mitzuteilen. Später folgten die „Mannsleute von Qualität". Dann spielte man Karten oder vergnügte sich auf eine andere Weise. Gegen Abend fuhr man in die Oper, und nach der Oper setzte man sich wieder an den Spieltisch. Und so zog ein Vergnügen das andere nach sich, und wenn man sich um 11 Uhr morgens aus dem Bette erhob, so wußte man schon, wie der Tag verlaufen werde.

Liselotte, die ein lebensfreudiges Temperament besaß, nahm an diesem bewegten Treiben, um so mehr als es etwas Fremdes für sie war, regen Anteil. Der König kam ihr mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen und gewann bald ihre volle Sympathie. Erst allmählich mit dem wachsenden Einfluß der Maintenon senkten sich Schatten auf dieses freundschaftliche Verhältnis. Und

gleichzeitig machte sich auch der beginnende Wandel von Versailles bemerkbar. Im Jahre 1786 schrieb Liselotte bereits an die Herzogin Sophie von Hannover: „Es ist gewiß, daß der König gar keinen Scherz mehr leiden mag und ist so ernstlich geworden, daß einem ganz angst dabei ist." Zwei Jahre vorher hatte Ludwig sich heimlich mit Frau von Maintenon vermählt. Von nun an setzte die Erschlaffung des gesellschaftlichen Lebens mit erhöhter Schnelligkeit ein. Es folgten Edikte auf Edikte, die allen freien heiteren Genüssen Fesseln auferlegten, und schließlich wurde sogar auf Veranlassung der einflußreichen Geliebten die Komödie untersagt.

Um jene Zeit lebte in Paris ein junger, eben dem Knabenalter entwachsener Bläme namens Antoine Watteau. Er war mittelgroß, häßlich im Gesicht, von schwächlicher körperlicher Konstitution, menschenscheu, unzugänglich im Verkehr, und führte ein einsames, grüblerisches, nur von Arbeit ausgefülltes Dasein. Er stammte aus Valenciennes, wo sein Vater Dachdeckermeister war. Auch er hatte sich diesem Beruf widmen sollen, aber sein künstlerisches Ingenium hatte sich dagegen gesträubt und so war er mittellos, aufs Geratewohl nach Paris gekommen, war bei einem unansehnlichen Maler in die Lehre getreten und nährte sich nun kümmerlich vom Kopieren kleiner Porträte und Andachtsbilder. Niemand hätte damals geahnt, daß dieser menschenscheue Jüngling der Schöpfer eines neuen Stils, der größte Meister des Rokoko werden würde.

So in sich gekehrt sein Wesen war, so zurückgezogen er lebte, besaß er doch ein scharfes offenes Auge für

alles, was um ihn vorging. Sein Blick brauchte nur einen flüchtigen Eindruck zu erhaschen — das genügte ihm —, und aus solchen geringfügigen Anlässen gestaltete seine Phantasie imposante Gemälde und erfüllte sie mit jener Wahrheit, die er selbst nur ahnend empfand. Als er, ständig seine Lehrer wechselnd, endlich bei dem Konservator des Luxembourg Audran einen Gehilfenposten fand und ganz in das Palais übersiedelte, da erschloß sich ihm vollends jene Welt, deren Schilderer er wurde — die elegante Gesellschaft. Aber nur aus der Ferne durfte er sie beobachten, durfte er ihre Reize genießen. Während er oben im Schloß die Meisterwerke des Rubens kopierte, kamen Augenblicke, in denen er, ausruhend von der Arbeit, an die hohen Fenster trat und mit träumenden Augen hinunterschaute in den Garten, wo das vornehmste Paris lustwandelte, scherzte und flirtete. Da sah er, wie die scheidende Abendsonne die Kronen der alten Bäume vergoldete, wie marmorne Göttinnen aus leise hingehauchten Schatten traten, schelmische kleine Genien durch das schläfrige Laub lugten und Springbrunnen mit ihrem Silberregen die umliegenden Grasflächen feuchteten; da sah er Marmorbänke, auf denen verliebte Kavaliere zarten Damen die Fabel von Amor und Psyche erzählten, andere, auf denen schöne Komtessen saßen und zum Liede des Lautensängers, der vor ihnen musizierte, kokett lächelten; da sah er müßige Pärchen, Arm in Arm plaudernd durch die langen Alleen wandern, belauscht von steinernen Satyren oder Nymphen; da sah er Verliebtheit, schmachtende Sehnsucht, galante Unterhaltung, heiteres

Spiel, tändelnde Courtoisie; da sah er Cythere, das lächelnde Eiland, wo allein die Liebe singt und wo alles sorglose Heiterkeit atmet. Wie ein Märchen muß es ihm, dem armen Dachdeckerssohn, erschienen sein, wie ein Märchen, das ihm einmal die Mutter erzählte, als das Leben noch im Rosenschimmer ihn umspielte. Und alle heiße Sehnsucht, die in seiner Seele nach diesem Märchen, diesem Traume, diesem Unerreichbaren brannte, die tauchte er in Farben und zauberte, was er sah, auf die Leinwand, umwob es noch mit den bunten Fäden seiner Phantasie, und schuf auf diese Weise Bilder, die halb Traum, halb Wirklichkeit waren. So wurde Watteau nicht nur der Chronist seiner Zeit, sondern auch der Prophet der nächsten Zukunft, des blühenden, lachenden Rokoko.

Sie selbst, die Menschen um ihn, fühlten noch nicht das leise Raunen der neuen Zeit. Auf ihnen lastete noch das starre Regiment des erlöschenden Sonnenkönigtums. Erst als der Löwe auf dem Throne starb, atmeten sie erleichtert auf, sahen sie sich wie befreit an und erkannten, daß sie im Grunde ihres Wesens doch andere waren als die, für die sie sich ausgaben, daß alles steife, zur Schau getragene Gebaren doch nur eine äußerliche, ihnen aufgezwungene Maske war.

Aber Watteau hatte sie schon von ihr befreit. Er sah schon im Geist den Schmetterling flattern, der noch in seiner Puppe steckte, er, der Bläme, der Dachdeckerssohn, der in diese Welt wie in ein Märchen starrte.

Geschwunden sind unter seinem Pinsel die junonischen Frauen mit ihren üppigen Schultern, blendenden

Liselotte

Bildnis von Hyacinthe Rigaud

Armen, schweren Seidengewändern und schleppenden Hermelinmänteln. Wie fein und zierlich sehen sie aus, diese neuen Damen des Jahrhunderts, in ihrer sanften Geschmeidigkeit, blühenden Anmut und schelmischen Koketterie des Körpers, mit ihren gepuderten Coiffüren und zart geschminkten Wangen, mit ihren reizenden Stöckelschuhen und hellen duftigen Gewändern! Die Frau hat ihre Würde, ihr imposantes Ansehen abgestreift und statt ihrer Niedlichkeit und Pikanterie angelegt, ebenso wie die Kavaliere von ihren Löwenperücken sich befreit haben und nun in leichter Haartracht, seidenen Strümpfen und zierlichen Escarpins herumstolzieren.

Auch die große Leidenschaft hat man zu den abgetanen Sachen getan. Die Liebe soll sie völlig ausschalten, soll nur Flirt sein, denn die Leidenschaft harmoniert nicht mehr mit dem galanten Wesen, das jetzt Mode wird. Dagegen müssen andere künstliche Reize erdacht werden, die sich dieser Galanterie anpassen: Reize in Kleidung, Bewegung, Gebärden- und Mienenspiel. Es muß das Neigen des Kopfes, das nachlässige Lächeln, das Spiel mit dem Fächer, das Schminken, das Schönheitspflästerchenauflegen einstudiert werden, es müssen neue Worte, Redensarten, säuselnde Geständnisse, lispelnde Erotika in Umlauf gebracht werden, kurzum, es muß alles von Grund auf eine Reform erfahren. Und die Frau steht im Mittelpunkt dieser allgemeinen Umwandlung oder Verzauberung, wie man sie nennen mag, selbst ein Produkt der Kunst par excellence, dazu ausersehen, rings um sich her nichts als Schönheit und Kunst zu verbreiten.

Der Salon wird nun im eigentlichen Sinne des Wortes das Reich der Frau, denn nirgends bietet sich für sie eine bessere Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten und Talente zu entfalten und das gesellschaftliche Leben mit Kunst zu erfüllen, als hier. Daher richtet sich der Ehrgeiz einer jeden jungen Rokokodame auf einen Salon; sie verheiratet sich nur, um in der Welt eine Rolle zu spielen, einen Salon zu besitzen. Und dieses kleine Reich der Geselligkeit hegt und pflegt sie wie ein Schoßkind; sie hütet es davor, daß nicht Eindringlinge seinen Ruf stören, sie sucht es durch Heranziehen berühmter Gäste in seinem Renommee zu heben, sie weint eifersüchtige Tränen, wenn andere Damen mehr Glück in der Qualität ihrer Gäste haben, sie umgibt ihren Salon mit mehr Liebe und Sorge als ihre Familie, die ihr meist höchst gleichgültig ist.

Ehrgeiz und Konkurrenz sind die Triebfedern dieser Salons. Die Finanz buhlt um die Aristokratie, die Aristokratie — um die Gunst des Hofes oder einzelner Größen des Staates. Ein Salon sucht den andern an Eigenart seines Programms zu übertreffen, der eine durch opulente Soupers, der andere durch rauschende Bälle, der dritte durch Berühmtheiten. So gewinnt fast jeder Salon seine bestimmte Spezialität, um derentwillen man ihn aufsucht. Zu dem Präsidenten Hénault geht man, um gut zu soupieren, denn Lagrange kocht dort und überrascht die Gäste mit den ausgesuchtesten Leckerbissen; wer Anekdoten und Klatschgeschichten hören will, stellt sich bei Madame d'Husson ein; durch seine Bälle glänzen das Hotel Condé und die Salons der Gräfin

de Sassenage und der Gräfin de Brionne; rauschende Geselligkeit, verbunden mit geistreicher Unterhaltung bietet die kleine Herzogin du Maine; den Berühmtheiten des Jahrhunderts begegnet man bei der Marschallin von Luxembourg, bei der Marquise de Lambert, im Salon Tencin und bei Madame Geoffrin; gelüstet es jemand, verbotene Theaterstücke zu sehen, so sucht er das gastfreie Haus der Herzogin von Villeroi auf, wo auch üppige Feste gefeiert werden; musikalische Soireen genießt man am besten bei Madame de Pléneuf; über Politik erhält man im Salon der Herzogin von Gramont die eingehendste Unterweisung; und wer schließlich Lust nach Kartenspiel verspürt, findet in dem Hause der Gräfin de Valebelle die Unterhaltung, die er wünscht.

Wie eine Flut ergießen sich die Salons über das Zeitalter des Rokoko und umspannen das ganze gesellschaftliche Leben. Es gibt bald kaum eine Unterhaltung mehr, die nicht ausfindig gemacht wird und eine Zeitlang in Mode steht. Nach den sog. „journées de campagne", wo die Eingeladenen die Vergnügungen des Landlebens kennen lernen, folgen Amüsements, bei denen die Salons in Cafés umgewandelt werden und die Damen der Gesellschaft Kaffeehauswirtinnen und Barmädchen mimen. Liebhabertheateraufführungen wechseln ab mit lebenden Bildern, Sprichwörter gelangen zur Darstellung, Charaden werden aufgegeben, Spiele wie Blindekuh und Taschentuchzuwerfen erfreuen sich eine Zeitlang großer Beliebtheit. Überhaupt, wenn irgend etwas in Mode gelangt, wird es gleich mit voller Leidenschaft aufgegriffen. Ist es ein Bild, das allgemeines Auf-

sehen erregt, so fährt man unbedingt in die Gemäldeausstellung oder zum Kunsthändler und bewundert es, einmal, zweimal, zehnmal und noch mehr; ist es ein schöner Priester, der zündende Reden zu halten weiß, so vergißt man sogar sein eigenes Freidenkertum und begibt sich zur Messe; wird eine Oper populär, so sind allabendlich die Logen überfüllt; stellen sich Passionen für Haustiere ein, so sieht jeder es für seine Pflicht an, ein Wachtelhündchen oder ein Äffchen oder einen Papagei zur Kurzweil zu halten; werden bestimmte Handarbeiten modern, so stürzen sich alle Damen gleich darauf und wetteifern in der Kunstfertigkeit ihrer Leistung, bis eine neue Beschäftigung sie ablöst.

Aber nicht nur die gesellschaftlichen Zerstreuungen werden in den Salons geboren und entwickelt, das ganze Leben der höheren Kreise, auch das politische und literarische, spielt sich in ihnen ab. Die Salons sind die Machthaber der Rokokozeit, und die Frau ist ihre selbstherrliche Königin.

Les Jours d'Appartement.

In Versailles, und zwar in dem Appartement, das sich von einem der Säle am Ende der großen Galerie bis zur Tribüne der Kapelle erstreckt, pflegten während der Winterzeit Montags, Mittwochs und Freitags zwischen sieben und zehn Uhr abends „Jours" stattzufinden. An ihnen nahmen alle teil, die in der Gesellschaft Stand und Rang besaßen und bei Hofe verkehren durften. Jedoch die Grenzen der Erlaubnis waren weniger eng bemessen, als man es vielleicht von der unnahbaren Majestät des Sonnenkönigs erwarten konnte. Manchmal fanden sich auch Persönlichkeiten ein, die gar nicht in den Rahmen eines Hofkreises paßten, so daß Liselotte wohl Grund hatte, sich über die Zusammensetzung dieser Gesellschaft zu beklagen, was ihr als „deutscher Hochmut" ausgelegt wurde.

Die Herren und Damen versammelten sich getrennt, in besonderen Zimmern; erst wenn die musikalischen Darbietungen begannen, gesellten sie sich zueinander. Ohne einleitende Musik war damals eine Abendunterhaltung gar nicht denkbar. Sie bildete gewissermaßen die

Ouvertüre zu der bevorstehenden Geselligkeit. Seit man die sprühende Konversation, die in den Salons der Marquise de Rambouillet und Madame Sablé gepflegt worden war, verlernt hatte und das Hauptgespräch sich um die Predigten eines Bossuet drehte, fand man kein anderes Mittel, sich in die Herzen der Damen einzuschmeicheln, als die Musik. So kam es, daß die holde Weiblichkeit zu jener Zeit, wie Molière sich ausdrückt, „durch die Ohren" gewonnen wurde, und daß alle Kavaliere, die auf Eroberungen ausgingen, sich angelegentlich mit Musik beschäftigten.

Nun waren allerdings die Weisen, die in Versailles erklangen und die man nachzuspielen sich bemühte, keine sonderlich bezaubernden. Wie heutzutage Popularität und Kunstgeschmack sich fast nie miteinander decken und Beliebtheit meist diejenigen Melodien erlangen, die nur leicht die Nerven zu kitzeln vermögen, so errangen damals die weinerlichen faden Musikpiecen von Luly Schlagerbedeutung.

Nach den musikalischen Genüssen begann das Spiel. Die galante Unterhaltung fehlte so gut wie ganz. Das war es auch, was Liselotte in Versailles vermißte — der freie Ton einer vornehmen Geselligkeit, verbunden mit geistreicher Konversation. Die Kavaliere beherrschten nicht einmal mehr die Kunst, auf angenehme und geschmackvolle Art absolut nichts zu sagen. Sie erschienen Liselotte alle plump und ungeschlacht, ohne Lebensart im Tun und Reden. An diesem Rückgang, meinte sie, trüge hauptsächlich die herrschende „Devotion" schuld, denn diese vereitele, „daß Männer und Weiber öffent-

lich miteinander reden dürfen, welches vorher die Kavaliere poliert hat". Sie pries darum den Salon der Ninon de Lenclos, die sie zwar nicht kannte, aber von der sie so viel Angenehmes vernommen hatte, daß sie es sehnlichst wünschte, ihr Sohn besuche häufiger die alte Dame. „Sie würde ihm bessere, noblere Sentimenten geben, als die, so ihm seine guten Freunde inspirieren."

In den Nebenzimmern waren Spieltische aufgestellt, bis zu zwanzig und mehr in einem Raum. Auf den meisten ruhten grünsamtne mit goldenen Fransen verzierte Decken. An einem Tisch saßen ein paar Kavaliere und spielten mit erhitzten Köpfen um hohe Summen Piquet oder Berlan, auf einem anderen lärmte das Tricktrack; um einen runden Tisch gruppierten sich etliche Damen, die dem L'Hombre huldigten; unter ihnen befanden sich gewöhnlich Liselotte und ihre einzige Vertraute in Versailles, die Gräfin von Châteautiers. „Monsieur" und der Dauphin bestritten wie gewöhnlich eine Partie Landsknecht, das Modespiel des Barock, dem Liselottens Ehegemahl mit so großer Leidenschaft oblag, daß er Nächte dabei durchschwärmte und Vermögen verlor. In einem Nebenzimmer rollten die Billardkugeln über das grüne Tuch. Eine Zeitlang konnte man den Herzog von Chartres, Liselottens Sohn, in einer Ecke beim Schach beobachten, das er trübselig und zerstreut spielte, weil seine Verlobung mit Mademoiselle de Blois immer näherrückte. Verstohlen irrten seine Blicke bald zu seiner Mutter, die aus verständlichen Gründen gegen die unebenbürtige Heirat war, bald zu seiner zukünftigen

Braut, die übermäßig angeputzt, steif im Fauteuil saß und verschüchtert auf die Tür sah, in ängstlicher Erwartung, daß der königliche Vater in jedem Augenblicke eintreten könne.

Aber er kam nicht. In früheren Jahren, als die Königin noch lebte, war er häufig erschienen, hatte er auch zuweilen am Spiel teilgenommen. In der letzten Zeit blieb er jedoch fern. Wie es allgemein hieß, verbrachte er die Abende bei Frau von Maintenon, wo er nacheinander mit verschiedenen Ministern arbeitete. In Wirklichkeit beschäftigte er sich mit Andachts- und Bußübungen, hörte gelangweilt auf das Gespräch der frommen Brüder, die den Hofstaat der allgewaltigen Amoureuse bildeten, und sang sogar auf ihren Wunsch mit den Patres fromme Psalmen; oder er weilte ganz allein in ihrem Boudoir und ließ sich von der Maintenon Heiratsprojekte vorschlagen, denen er dann seine Genehmigung erteilte.

Es geschah nicht selten, daß der König die Anwesenden eines „Jours" durch die Nachricht von einer Verlobung überraschte, die in den Gemächern des „alten Weibes" ausgeheckt worden war. Plötzlich wurden die Betreffenden vom Spieltisch fortgerufen und in das Kabinett des Herrschers beschieden. Verbindlich, aber in einer Art, wo ein Widerspruch Majestätsverbrechen gewesen wäre, teilte der König den Beteiligten den Beschluß mit, der dann aus dem engeren Kreise sofort in die Öffentlichkeit drang.

So erging es auch dem Herzog von Chartres. Als seine Verlobung mit der Tochter der Montespan zur

Marquise de Maintenon

Stich von L'Armessin

Marquise de Montespan

Stich von Pierre Giffart

Tatsache werden sollte und der königliche Schwiegervater ihm seinen Beschluß zur Kenntnis brachte, schwieg er, trotz des Versprechens, das er seiner Mutter gegeben hatte, schwieg auch „Monsieur", sein Vater. Nur Liselotte, erzählt der Herzog von Saint-Simon, soll ihren Unwillen sehr deutlich zu erkennen gegeben haben. Sie schritt wie Ceres, die nach der Entführung der Proserpina ihre Tochter sucht, in der Galerie auf und ab, erwiderte mit Kälte alle Höflichkeitsäußerungen ihres königlichen Schwagers und drehte sich sogar, als er ihr eine sehr tiefe Verbeugung machte, so behend auf dem Absatz um, daß Seine Majestät beim Aufrichten nur noch ihren Rücken zu sehen bekam. Ihr Sohn büßte seinen Ungehorsam anderen Tages durch eine schallende Ohrfeige, die ihm die Mutter in Gegenwart aller Gäste verabreichte, als er ehrerbietigst ihre Hand küssen wollte.

Solche Überraschungen brachten wenigstens Abwechslung in diese „Jour"-Geselligkeit. Sie gaben den Gästen für eine halbe Stunde Stoff zur Unterhaltung, an dem es wie gesagt sonst mangelte. Man stand ringsum in Gruppen und besprach die Neuigkeit, doch meist in tuschelndem Tone, damit diejenigen, die von ihr betroffen waren, sich nicht verletzt fühlten. Oder man benutzte zu diesem Gedankenaustausch die Erfrischungsräume, die sich hinter dem Billardzimmer befanden. Dort waren vier lange Tische aufgestellt, die mit ihren Torten, Obst und allerlei Konfitüren wie Christkindtafeln am Weihnachtsabend aussahen. In einem anderen Zimmer gab es Liköre und Weine.

Wenn man die „Kollation" eingenommen hatte, ver-

fügte man sich wieder in die Salongemächer und widmete sich mit noch größerer Leidenschaft dem Spiel. Wer nicht mittat, schlenderte herum von einem Zimmer in das andere, bald zu der Musik, bald zu den Kartentischen. Ein Kavalier, der sich vom Spiel ausschloß, galt nach Ansicht der Damen als ein unnützes „Meuble". Eigentlich durfte sich niemand davon fernhalten. Die Hofherren taten es auch schon deswegen nicht, weil der König die Verluste des Abends großmütig ersetzte, ja ihnen sogar Spielgeld anwies, damit sie überhaupt in der Lage waren, sich diese Passion zu leisten. Kein Wunder, daß die Summen unter solchen Umständen sich zuweilen recht hoch beliefen und daß die Spielwut keine Grenzen kannte. „Das Spielen ist hier greulich hoch, und sind die Leute worden wie tolle Menschen, wenn sie spielen," schreibt Liselotte an die Raugräfin Luise, die zweite Gemahlin ihres Vaters. „Eines heult, das andere schlägt mit der Faust auf die Tafel, daß die ganze Kammer drüben zittert; der dritte lästert Gott, daß einem die Haare drüber zu Berg stehen — kurz alle sind wie verzweifelte Menschen, welche einem bang machen, sie nur anzusehen."

Dieses Gebaren konnte natürlich auf die Damen keine günstige Wirkung ausüben; es begann ein lasziver Ton unter ihnen einzureißen, an dem fein empfindende Menschen wie Liselotte Anstoß nahmen. Sie spricht von ihnen nur als von „verächtlichen Kreaturen mit ihrer Tracht, ihrem Saufen und ihrem Tabak, welches sie gräßlich stinkend macht". Wenn vielleicht auch das ganze Treiben der „Jours" im Hinblick auf das Sodom,

das in der Ära Montespan am Hofe des Sonnenkönigs blühte, dem kühl abwägenden Beschauer bedeutend abgeschwächt erscheint, so tritt es doch durch den grellen Kontrast — auf der einen Seite Bigotterie, geheuchelte Tugend, auf der andern ungezügelte Leidenschaften — um so schärfer hervor, und man versteht die Entrüstung der deutschen Fürstentochter. Variationen von Hogarths Sittenbildern im Salon! so muten sie uns an, diese „jours d'Appartement".

Bis gegen zehn Uhr währte der Jour. Dann pflegte der König zu Abend zu speisen. Geschah es früher in Gegenwart einer größeren Anzahl Personen, so beschränkte die sich jetzt auf fünf, höchstens sechs. Klosterstille herrschte während des Essens, man sprach entweder gar nicht oder flüsterte höchstens ein paar Worte seinem Nachbar ins Ohr. Wo war die Zeit, da man sich an der königlichen Tafel noch ohne Erröten darüber unterhielt, daß der Prinz von Oranien mit einem wollenen Beinkleid ins Brautbett gestiegen sei oder da man sich offenherzig eingestand, wann man Klistier zu nehmen vonnöten hatte? —

* * *

Müde, streng abgemessen, schleppen sich die Tage von Versailles hin. Je älter und kränklicher der König wird, desto mehr erstarrt das Leben um ihn herum. Keine Menschen, sondern hölzerne Puppen bewegen sich in den glänzenden Sälen des Schlosses. Auf dem Parkett, über das die schweren Hermelinmäntel der Herzogin von Montpensier und die großgeblümten, spitzenbehangenen Seiden-

schleppen der Montespan verführerisch rauschten, spreizt sich eine steife, bei jeder Bewegung auf das Gebot der Etikette achtende Gesellschaft. In die königlichen Gemächer, wohin sonst die Dichter mit glücklichem Herzen und geflügelten Schritten eilten, um nach den Brosamen der verschwenderischen Gunst des erhabenen Mäzens zu greifen, schreiten gravitätische Mönche mit der Würde des Herrschers auf der Stirn, als ob ihnen die Räume gehören, die einst das Echo des Leichtsinns weckten. Alles ist mit Acht und Bann belegt, Theater und Tanz; und wenn eine Festlichkeit hin und wieder zur Notwendigkeit wird, so senkt sich Langeweile auf die Gäste nieder, schwer wie Blei. Statt in die Komödie, geht man in die Messe und heuchelt Frommsein oder schläft; statt Molière feiert man Bossuet als Schriftsteller des Tages, statt den Literaten schenkt man den Disputationen der Jesuiten und Molinisten sein Interesse. Überall spürt man die unsichtbare Macht der Frau von Maintenon, die von ihrem Boudoir aus die Stimmung von Versailles beherrscht.

Es ist unerträglich, in dieser Atmosphäre zu leben. Wer es irgendwie vermag und genug Charakter besitzt, sich von der allgemeinen Bigotterie auszuschließen, zieht sich in die Einsamkeit zurück. Auch Liselotte rettet sich dorthin. Sie mag nicht im Fahrwasser des „alten Weibes" schwimmen und sucht darum ihre Geselligkeit daheim bei ihren „Hündchers, gegrabenen Steinchers und Büchers. Damit kann ich mich gar wohl amüsieren und damit geschieht weder Gott noch der Welt Verdruß".

So erlischt der Glanz von Versailles. Die genuß-

freudige Residenz des Sonnenkönigs hat sich in ein Kloster verwandelt. Er selbst, der „roi soleil", ist zu einem Mönch geworden, dem nur noch die Kutte fehlt. Wenn die Herzogin Sophie dieses Aschermittwochsversailles gesehen hätte, sie würde gewiß nicht begeistert ausgerufen haben: „Versailles qui passe tout ce qu'on peut imaginer de beau et de magnifique!"

Die Einschiffung nach der Insel Cythere.

Als der Löwe auf dem Thron der Bourbonen am 1. September 1715 seine Seele verhauchte, gab es wohl nur wenige Menschen in Frankreich, die diesen Tod nicht wie eine Erlösung, wie eine Befreiung von einem drückenden Alp empfanden. Sein Begräbnistag wandelte sich zu einem Freudentag. Das Volk jauchzte, tanzte, sang, trank und gab seinen Jubel in aller erdenklichen Fasson zu erkennen; ja, es ließ sich sogar soweit hinreißen, die Leiche des einst abgöttisch verehrten Gebieters während ihrer Überführung nach der Königsgruft in St. Denis mit Schimpfworten und Schmähungen zu überschütten.

Was war die Ursache dieses spontanen Jubels, dieses rücksichtslosen Temperamentsausbruchs, dieser veränderten Gesinnung? Wo lagen die Wurzeln dieser haßerfüllten Erbitterung? Waren es die letzten kriegerischen Mißerfolge, waren es die 2471 Millionen Schulden, welche die Staatskasse belasteten, oder war es der pfäffische Despotismus, der von Versailles aus seine Faust gebieterisch in das Land streckte? — Es hatte jeder Stand

irgend etwas, worüber er grollte: die unteren Schichten fühlten sich bedrängt durch den allgemeinen finanziellen Verfall des Reiches, den die ständigen Kriege herbeigeführt hatten, litten unter der Teuerung der Lebensmittel und ächzten unter der Schwere der ihnen auferlegten Steuern; die höheren Schichten wiederum — die Gesellschaft — war des mönchischen Regiments müde, sehnte sich nach Befreiung von der Bevormundung der Maintenon und ihrer Genossen und strebte nach einer freieren Lebensauffassung. Sie wollte nicht mehr ihre Laster hinter dem Mantel der Scheinheiligkeit verbergen, sie wollte offen sündigen, zum mindesten ihre Gefühle nicht mehr durch eine strenge Etikette einschränken lassen.

Damals malte Watteau sein berühmtes Louvrebild „Die Einschiffung nach der Insel Cythere", das er 1717 der Pariser Akademie als Rezeptionsbild einreichte. Mutet es nicht an wie eine künstlerische Verklärung jener Freiheit, deren Fesseln der Tod des roi soleil löste? Aus einem kalten traurigen Walde, in dem selbst das Marmorbild der Aphrodite steif und gefühllos scheint, weist der Blick hinüber zu einem idyllischen Eiland. Ein buntbewimpeltes Schiff schaukelt sich auf kaum bewegten Wellen und lädt zur Überfahrt ein nach dem verzauberten Gestade, das geheimnisvoll und verlockend in sonnigen Fernen schwimmt. Es ist Cythere! Es ist die Insel der Liebe! Aber nicht nur der Liebe, sondern auch der Sorglosigkeit, der Heiterkeit, der Lust, des Genusses. Es ist der Traum aller in den Ketten des Zeremoniells, der Bigotterie und der Gefühlsunterdrückung schmachtenden Seelen. Nun erschien der Tag, der ihnen die

Freiheit verspricht. Nun verlassen sie, Auswandrer und Wallfahrer in einer Person, das trostlose Dickicht, das so lange ihr Dasein verbarg, und drängen sich in hellen Scharen, umsponnen von goldenen Abendsonnenfäden, zu der harrenden Liebesgaleere, Kavaliere in blauen Mänteln und karmoisinroten Westen, mit blumenumwundenen Hirtenstäben in der Hand, Damen in blühender Frische und rosiger Üppigkeit, mit zart entblößten Schultern und flatternden Gewändern. Und wenn die Barke sie alle aufgenommen hat und hinüberträgt nach Cythere, dann ist alle Tradition hinter ihnen abgebrochen, alle gestrengen Vorschriften sind vergessen, und ein neues Leben blüht ihren Sinnen.

War es nicht so nach dem Tode des Sonnenkönigs? Brach sie nicht auf, die ganze Gesellschaft nach der verzauberten Insel, um hier ein neues geselliges Dasein zu gründen? Umgewandelt war alles über Nacht: die Komödie durfte wieder spielen, die Geschlechter durften wieder einander liebenswürdig sich nähern, der Flirt durfte sich wieder offen zeigen. Denn Liselottens Sohn Philipp von Orléans, der für Ludwigs Urenkel die Regentschaft führte, war selbst ein lebenslustiger Herr und ließ sich „von keinen Jesuwittern" regieren. Er gab den Ton der neuen Geselligkeit an, die nun mit ungestümen und grellen Akkorden einsetzte. Seine Soupers bildeten in dem ersten Viertel des Jahrhunderts den Mittelpunkt des galanten Lebens.

Sehr geräuschvoll und leichtfertig geht es, wie aus Wattiers Bild zu ersehen ist, dabei zu. Bacchanale sind es, keine Soupers. Eine lockere, nur auf leibliche Genüsse

Ein Souper des Regenten, des Herzogs von Orléans

Stich nach einem Gemälde von Wattier

bedachte Gesellschaft findet sich hier zusammen. Jeder Kavalier hat seine Dame. Man sitzt in bunter Reihe, man charmiert, man faßt seine Nachbarin um die Taille, man flüstert ihr Obszönitäten ins Ohr, man drückt sie an das Herz oder tauscht mit ihr liebesdurstige Blicke aus. Die Liebkosungen nehmen zuweilen einen solchen stürmischen Charakter an, daß sogar vor allzugroßer Zärtlichkeit ein Sessel zu Boden geworfen wird, der dann, liegen bleibend, das Bild der Wüstheit und Unordnung noch verstärkt. Der Champagner heizt das Blut der wohlgenährten Schönen, die noch halb unter dem Pinsel eines Pierre Mignard oder Charles Lebrun hervorgegangen zu sein scheinen. In ihren Augen flammt lüsterne Begierde, vermischt mit einer gebieterischen Note von Frechheit. Mit schwerfälliger Grazie führen sie das Glas zum Munde. Man merkt ihnen an, daß sie noch nicht Beherrscher ihrer Gliedmaßen sind. Sogar das Lachen, das silberhelle Lachen des Rokoko, haben sie noch nicht heraus. Wie plump und ungelenk wirkt dieses Lachen, wenn der Regent seine Späße zum Besten gibt! Er selbst steht, die Schärpe seiner Regentenwürde über der Brust, eine üppige Dame mit griechischem Profil umschlingend, das perlende Champagnerglas in der Hand, und redet, redet witzig, manchmal beinahe geistreich über den Triumph der Sinne, über das Wesen des Rausches und sprüht wie ein Jüngling Lebendigkeit und Feuer — eine Gestalt des ancien régime, um deren Stirn noch die Löwenperücke wallt, während unsichtbare Amoretten des Rokoko sie schon leise umgaukeln. Und in dieser Pose ist er auch gestorben

in der Nacht zum 3. September 1720, das gefüllte Glas in der Hand, eine Schöne im Arm.

Das waren die berüchtigten Soupers des Regenten. So erwachte der Salon des achtzehnten Jahrhunderts, so führte sich die neue Geselligkeit ein. Doch sie war vorläufig nur ein Rausch, der in vollen Zügen ausgekostete Rausch nach langer Entbehrung. Wenn sich die Wogen des Taumels geglättet haben, wenn man sich erst von dem Einfluß Versailles' emanzipiert hat, öffnet sich die Bahn für bessere Formen des Verkehrs. Noch fehlen auch die Damen, die es verstehen, einen Salon zu beherrschen. Die berühmtesten und gefeiertsten Frauen der Regentschaft, Madame de Prie, Madame de Parabère, Madame de Sabran hatten keinen Salon. Noch fehlte die Kunst der angenehmen Unterhaltung. Solange das Gespräch sich nur um Tagesereignisse drehte, solange man kein interessanteres Konversationsthema hatte, als die Affaire des Pater Girard, der ein Beichtkind verführt hatte — eine Geschichte, die von den Jansenisten im eigenen Interesse über ihre Wichtigkeit hinaus aufgebauscht wurde, — solange man so verschuldet war, daß man nicht einmal seine Butterfrau bezahlen konnte, wie es der Fall der Marschallin d'Estrées lehrt, die infolgedessen ihren Gästen kein anständiges Souper vorzusetzen vermochte, solange vor allen Dingen Law und sein Aktienschwindel die Gemüter beunruhigte, fand sich in der Tat keine Gelegenheit für feineres Amüsement. „Ich bin aller der Banksachen, es sei Mississippi oder Südsee, so müde, als wenn ichs mit Löffeln gefressen hätte," schrieb Liselotte, die gewiß gern

in ihrem Alter den Geist einer bessern Geselligkeit hätte auferstehen sehen.

Und schließlich, als das Unternehmen des schlauen Schotten, Papierscheine für Bargeld auszugeben, ohne genügende Realwerte in der Reserve zu haben, kläglich Schiffbruch litt und er selbst aus Paris floh, da bildete seine Flucht noch tage- und wochenlang den Unterhaltungsstoff der Gesellschaft.

Diese Zustände machen erklärlich, daß ernstdenkende Menschen sich wieder lebhaft nach einem Salon zu sehnen begannen. Das Hôtel de Rambouillet schwebte vielen wohl als Ideal eines solchen vor. Aber Paris war noch nicht — oder vielmehr noch nicht wieder die geeignete Stätte für die Entwicklung eines Salons, weil Versailles alle Geselligkeit absorbierte. So zog sich denn die Gesellschaft ebenso wie die Kunst aufs Land zurück, und im Rahmen des ländlichen Idylls entstehen dann jene bureaux d'esprit, die dem Salon des Rokoko eine eigentümliche Färbung verleihen.

Die Nächte der Herzogin du Maine.

Das Jahr 1692 brachte Paris zwei aufsehenerregende Heiraten. Im Februar feierte Liselottens Sohn, der Herzog von Chartres, seine Hochzeit mit Ludwig XIV. natürlicher Tochter Mademoiselle de Blois, und wenige Wochen darauf erfüllte sich das gleiche Schicksal an deren Bruder, dem Herzog du Maine, und Anne Louise Benedicte Condé. Liselotte fiel ein schwerer Stein vom Herzen, als sie dieses erfuhr, denn sie hatte schon im stillen befürchtet, auch ihre Tochter würde den Quertreibereien der Maintenon zum Opfer fallen und einen Sproß der Montespan ehelichen müssen.

Saint Simon, der liebenswürdige Chronist von Versailles, verzeichnet die Hochzeit der kleinen Prinzessin Condé — sie war jedoch die größte unter den drei Schwestern, was für die Wahl des Herzogs den Ausschlag gab — mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Die Trauung wird in Gegenwart des Königs und des gesamten Hofes vollzogen, der König von England, der damals gerade in Paris weilt, reicht dem Bräutigam das Hemd, und am anderen Morgen erscheint die vor-

nehmste Gesellschaft von Paris im Schlafzimmer, während die Neuvermählten noch im Bett liegen, zur Visite. Eine reizende Szene — das junge Paar, gehüllt in eine weiße Wolke von Kissen, umstanden von einer Schar feiertagsmäßig geputzter, in Komplimenten und Schmeicheleien miteinander wetteifernder Kavaliere und Damen.

So setzt das Leben der vornehmen Pariserin ein, von der man erwartet, daß sie eine Rolle in der großen Welt spielen wird. Gleich am ersten Tage ihrer Ehe öffnet sich ihr Haus der Geselligkeit, kündet sich schon der Geist an, der künftig hier regieren soll. Bereits ihr Schlafzimmer verwandelt sich zur Morgenstunde in einen Salon. Und das bleibt bestehen für ihr weiteres Leben wie ein zur Gewohnheit gewordenes Gesetz, nur daß die Gäste später weniger formell auftreten und daß die intimsten Freunde allein Zutritt zum Lever erhalten.

Das Lever! Wer hat seinen Zauber nicht schon bewundert in den Bildern eines Lancret, Pietro Longhi, Boucher und Fragonard? Wer kostete nicht mit den Augen die intimen Reize eines Frühsalons aus? Szenen voll entzückender Anmut huschen an einem vorüber, Interieurs von verführerischer Poesie. Alles erlebt man mit, wie der marmorne Amor, der irgendwo in einer Ecke des Schlafzimmers thront, alle reizenden eitlen Torheiten einer Rokokodame, alle Finessen ihrer Toilettekunst: wie Madame den Vorhang ihres Bettes zurückschlägt, wie sie den Schlaf von ihren Gliedern schüttelt, wie sie nach dem Kammerkätzchen schellt, wie sie die Füße auf den Teppich setzt, wie sie in die Pantoffeln schlüpft, wie sie ihr Bologneserhündchen streichelt und

wie sie — ihr Hemd wechselt. Es ist prächtig, mit welcher Ungeniertheit sie es tut. Der Haushofmeister steht oft inmitten der Kammerfrauen daneben und senkt errötend die Augen. Madame sieht ihn nicht. Ob eine Statue dastünde oder er — es wäre ihr gleichgültig. Schämen? Pourquoi, un domestique!

Wenn Madame in das notwendigste Negligé sich geworfen und wenn die Kammerfrau ihr die ausgeschweifte und auf beiden Seiten zugeknöpfte Schnürbrust vor dem Spiegel angelegt hat, schlägt die Stunde des Empfanges für die unruhig im Vorzimmer harrenden Herren: die Liebhaber und Schöngeister, die Offiziere und Dichter, die Diplomaten und Philosophen. Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie Madame ihre Toilette vollendet, wie die Kammerfrau ihr die Coiffüre aufsetzt und wie sie die Fingerspitzen mit Parfüm bespritzt. Sie dürfen dieser interessanten Prozedur zuschauen, sie dürfen sogar eine Tasse Chocolat mittrinken. Und während die Puderquaste ihre Tätigkeit vollzieht und das Rouge sich auf Madames Wangen schmeichelt, plaudern sie über die Wichtigkeiten des Tages, über die jüngsten Herzenseroberungen des Duc de Richelieu, über das neueste Lustspiel von Marivaux, über die köstlichen Soupers beim Präsidenten Hénault und über den letzten Ball im Hotel Condé. So erfährt Madame alles, was sie irgendwie interessieren kann, was ihr selbst heute im Salon oder bei der Promenade in den Tuilerien als Gesprächsstoff dienen soll. Sie braucht ihr Mündchen nicht zu rühren, die Neuigkeiten fliegen ihr wie Spielbälle zu, sie braucht sie nur mit den Ohren auf-

zufangen, braucht nur zu lächeln, Blicke auszuteilen, mit dem Köpfchen zu nicken, kurzum die ganze Skala ihres Mienenspiels in Bewegung zu setzen. Anders dürfen sich ihre Affekte nicht äußern, denn es könnte die Coiffüre darunter leiden.

Erst sobald diese fest auf dem Kopf sitzt und das Gesicht in seinem rosafarbigen Schmink- und Puderkleid steckt, erwacht die zurückgehaltene Beweglichkeit ihres Körpers. Nun beginnt alles in ihr zu sprühen, zu leben; sie lächelt nicht mehr, sondern lacht; sie flüstert nicht mehr, sondern schwatzt; sie verzieht nicht mehr die Brauen, sondern zankt. Es scheint, als ob alle gebändigten kleinen Launen ihre Fesseln abgeschüttelt hätten und nun lostollten in ausgelassenster Freiheit. Und diese ungezügelte Meute von Wünschen, Befehlen, Verweisen fegt wie ein Sturm in die Anwesenden hinein und wirbelt sie durcheinander; Kammerfrauen stürzen hin und her, bringen Theateranzeiger und Bukette, Kolporteure tauchen auf, drücken Madame die neueste Skandalbroschüre in die Hand und verschwinden, Modistinnen, Blumenhändler, Papageienverkäufer lösen sie ebenso schnell ab, der Arzt erscheint zu flüchtigem Besuch, der Abbé stellt sich ein und wünscht „guten Morgen"; die Kavaliere zappeln ringsum auf allen Stühlen oder scharwenzeln um die Toilette. Es ist ein Leben wie in einer Jahrmarktsbude. Plötzlich stockt es. Feierliche Stille. Madame hat sich erhoben. Sie drückt noch schnell ein Schönheitspflästerchen unter das Auge, wirft einen prüfenden Blick in den Spiegel, setzt ein schalkhaftes Lächeln um die Lippen auf und tritt, bezaubernd

in der reizend-pikanten Unordnung ihrer Morgentoilette, unter ihre Verehrer. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung. Das Lever ist zu Ende.

Madame muß hübsch wie Frau von Brionne, kokett wie die Popelinière, zierlich wie die Rochefort sein, sie muß alle Erfordernisse eines Modells von Lavreince besitzen, wenn sie beim Lever reüssieren will. Als ein solch charmantes Persönchen stelle man sich auch die kleine Herzogin du Maine vor, sie, die der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts eine so entzückende Note zu geben weiß. Obwohl ihre Geburt noch in eine Zeit fällt, wo die Sonne Ludwigs XIV. im Zenith steht, ist sie vom Scheitel bis zur Sohle Rokokodame. Ja, es scheint, daß die Enkelin des großen Condé die Tradition der vornehmen Geselligkeit, die zur Zeit ihres Großvaters in Paris herrschte, gehütet hat, um sie dann, ausgeschmückt mit Schäferromantik, neu aufleben zu lassen. Die Herzogin wirkt wie eine Pionierin des gesellschaftlichen Tones. Ihr Lever umschließt den kleinen Kreis ihrer Verehrer, ihr Salon — den großen. Es gibt kaum einen Mann von Bedeutung, der nicht ihre Gastfreundschaft genießt, einerlei, ob diese Bedeutung auf äußerlichen oder auf geistigen Vorzügen beruht. Der Don Juan Richelieu, dessentwegen sich sogar die Damen duellieren, feiert hier ebenso Triumphe wie Fontenelle und Voltaire.

Nicht in Paris, sondern auf einem Schloß in der Champagne blüht der Salon der kleinen Herzogin: in Sceaux. Man flieht die Residenz, wo alle Geselligkeit noch unter der Nähe von Versailles leidet, man flieht

Le Bal paré

Stich nach Saint Aubin

sie, um sich freier, ungestörter zu bewegen. Man sucht das ländliche Idyll auf, weil man es als notwendigen Hintergrund für Salongeselligkeit empfindet. Man ist müde der ewigen Promenaden in den Tuilerien und dem Luxembourggarten, der Soupers in den Porcherons, der Besuche beim Chagrin de Turquie, dem Juwelierladen à la mode und sehnt sich nach rauschenden Bächen und blumigen Wiesen; man will Schäfer und Schäferin spielen und in Hirtengewändern einander all die süßen Liebenswürdigkeiten sagen, die man sonst beim Lever austauscht. Man möchte zur Abwechslung einmal Menuetts und Gavotten auf dem Rasen tanzen; der schwierige Tanzboden soll helfen, die in Versailles verloren gegangene Grazie wiederzugewinnen. Das ganze Leben verwandelt sich in eine Serie von Watteaubildern: bald ein ländliches Konzert, bald ein venezianisches Tanzfest, bald ein Frühstück im Freien, bald galante Unterhaltung bei Lautenklängen. So will es die kleine Herzogin.

Und dann die Nächte, die berühmten „grandes nuits de Scéaux". Da erfüllen sich die Säle des Schlosses mit jener leuchtenden Helle, die uns aus Saint-Aubins „Bal paré" entgegenflutet. Wer tagsüber in holden Wildnissen an klaren Brunnen und im Schatten marmorner Nymphen geflirtet, oder wer sich in dem lächelnden Arkadien Watteaus in göttlicher Freiheit herumgetrieben, die Laute im Arm, das dreieckige Hütchen im Nacken, oder wer die Reize des Picknicks in munterer Gesellschaft genossen, wirft sich jetzt in ein Staatskleid und stolziert mit gewichtiger

Miene, als ginge es zu einer königlichen Audienz, hinauf in die Räume, deren Fenster so feenhaft durch die Nacht glühen. Es hat nicht jeder Zutritt zu diesem Zaubergarten. Ein Zerberus hütet sorgsam den Eingang, ein Zerberus in Gestalt des Monsieur Malézieu, dem die Rolle eines maître de plaisir in Sceaux zugefallen ist. Er prüft jeden einzelnen genau, ob er auch sich einfügen darf in den illüstren Kreis, ob seine Geistesfunken mitsprühen können in diesem allgemeinen Raketenfeuerwerk von Witz und Scharfsinn aller Art; denn was soll Schwerfälligkeit und Langeweile hier, wo die Lust regiert, die berückende, leichtbeschwingte, übermütige Lust des Rokoko?

Welche Überraschungen harren des Gastes! Welche sinnigen Unterhaltungen! Auch solche, die den Geist auf die Probe stellen. Da ist zum Beispiel ein Gesellschaftsspiel, das „poetische Lotterie" genannt wird. Jeder Gast zieht ein Los, auf dem nichts als ein Buchstabe zu lesen ist. Aber dieser Buchstabe bedeutet viel, zuweilen Lob und Beifall, unter Umständen auch Lachen und Tadel. Befindet sich nämlich ein S auf dem Zettel, so bedeutet das: „Dichte bis zur nächsten ‚großen Nacht' ein Sonett"; ist es ein O, denn steht dem glücklichen Besitzer die Wahl zwischen der Verfertigung einer Ode oder Oper frei; für A bleibt die Entscheidung zwischen Arie und Apotheose offen. Da gibt es andern Tags viele, die sich über dem Versmaß einer Ode oder den Reimen eines Sonetts den Kopf zerbrechen; es vermag doch nicht jeder fest im Sattel des Pegasus zu sitzen. Mancher zahlt gern

ein paar Livres irgendeinem armen Poeten, damit er die Aufgabe für ihn löse. Bei der nächsten Gelegenheit trägt er dann das bestellte Gedicht stolz als sein eigenes vor. Wohl ihm, wenn er die Feuertaufe besteht und seine Fälschung unentdeckt durchschlüpft!

Es existiert auch eine kleine Bühne im Schloß. Wo gibt es damals eine solche nicht? In jedem Landhaus kann man ihr begegnen; manchmal ist sie nur auf Fässern errichtet, bestehen ihre Kulissen nur aus alten Teppichen. Diese primitive Einrichtung hindert jedoch nicht, daß man die großen Dramen von Voltaire darauf zur Darstellung bringt. Die Damen aus der Gesellschaft spielen selbst mit. Sie gefallen sich in dem Beifallsweihrauch, der sie umschmeichelt, sie geraten in einen Zustand der Trunkenheit, der ihnen ins Herz und in den Kopf steigt, sie fühlen sich so hinein in die Illusion, daß sie im Leben die Komödie weiter spielen. Und weil sie ihr Spiel nicht als Profession betreiben, sondern aus reiner Leidenschaft und aus natürlichem weiblichem Ehrgeiz, so wirkt es echt und künstlerisch. „Mehr als zehn von unsern Frauen der ersten Gesellschaft," sagt der Prinz von Ligne, „zeigen im Singen und Spielen bessere Leistungen, als die besten, die mir von allen Theatern bekannt sind."

Eine solche vortreffliche Schauspielkünstlerin ist Voltaires unzertrennliche Freundin Madame du Châtelet. Sie tritt auch in Scéaux auf und wird gefeiert wie Adrienne Lecouvreur. Sie spielt die Hauptrolle in Rameaus „Pastorale d'Issé" mit der entzückendsten Anmut. Alle sind begeistert über ihre Leistung. Der

Ruf ihres Spieles lockt so viele Neugierige nach dem Schlößchen in der Champagne, daß der Platz in dem Zuschauerraum für die Gäste nicht mehr ausreicht. Da die kleine Herzogin diese Überfüllung nicht gern sieht, läßt sie Maßregeln ergreifen, sie zu vereiteln, aber sie helfen nichts; alle wollen sie die göttliche Emilie spielen sehen. Das währt so lange, bis es einmal an den Tag kommt, daß Voltaire und seine Freundin, ohne die Gastgeberin zu fragen, ihre Bekannten aus Paris zu den Vorstellungen eingeladen haben. Eine Verstimmung der Herzogin ist die Folge dieser Entdeckung, und die weitere Folge ist die — Voltaire und Madame du Châtelet kehren dem gastlichen Scéaux den Rücken.

Zwischen Gesellschaftsspielen und Theateraufführungen wechselt die Gesellschaft der „grandes nuits" ab. Monsieur Malézieus erfinderischer Kopf sorgt für ein reichhaltiges Programm. Auch Deklamationen aller Art, Charaden, Kartenspiele finden darin Raum. Man kommt hier nie an Unterhaltung zu kurz. Die kleine Herzogin liebt es nicht, langweilige Menschen in ihrer Umgebung zu sehen. Die fünf Jahre Gefangenschaft, die ihr die Teilnahme an der spanischen Verschwörung unter Alberoni eingetragen hatte, müssen für sie, die an ein lautes, glanzvolles geselliges Leben gewöhnt ist, eine unerträgliche Folter gewesen sein. Seit sie die Freiheit wieder genießt, ist sie lebenslustiger als früher. Sie scheint einholen zu wollen, was sie so lange entbehren mußte. Keinen Tag läßt sie ohne irgendein Amüsement verstreichen. In ihren Räumen darf die Geselligkeit nicht still stehen. Hier zieht niemand die

Uhr und wartet ungeduldig auf den Aufbruch. Unmerklich flieht die Zeit dahin. Als dem Dichter Fontenelle einmal die Scherzfrage vorgelegt wird, welcher Unterschied zwischen einer Uhr und der Herrin des Hauses bestehe, gibt er geistreich zur Antwort: „Die erste erinnert an die Stunden, die andere läßt sie vergessen." Nichts zeichnet so deutlich das Wesen der Geselligkeit in Scéaux, wie dieses Bonmot. Noch lange, als schon andere Salons in Mode sind, spricht man in Paris von den Nächten der Herzogin du Maine, und denjenigen, die sie gekannt hatten, leuchten die Augen vor freudiger Erinnerung.

Das Idyll in Cirey.

In Scéaux triumphiert der Salon großen Stils. Rauschende Pracht liegt über dieser Geselligkeit ausgegossen, wie in den Zeichnungen des Augustin de Saint Aubin. Kristallene Lüster hängen von den Rosetten am Plafond herab, starrend von Lichterglanz. Überall prangen Spiegel an den Wänden, die das flammende Kerzenmeer schier bis ins Unendliche erweitern. Schwere Brokatportieren bauschen sich über den Eingängen, durch die der Blick auf reichbesetzte Tafeln fällt. Und durch diese flimmernden Räume, über ein buntgetäfeltes Parkett gleiten die zierlichen Escarpins der Herren à la mode, rauschen die seidenen Reifröcke entzückend graziöser Damen, wiegen sich, Arm in Arm verschlungen, schlanke Kavaliere mit eben erblühten Mondainen in dem Rhythmus einer Allemande, promenieren ewigjunge Matronen an der Seite liebesabenteuerdurstiger Jünglinge. Ringsum an den Wänden sitzen venusschöne Frauen, beugen sich galante Dichter zu ihnen über die Stuhllehne und flüstern verliebte Verse in ihre Ohren, flattern witzige Wortspiele von Mund zu Mund,

leuchten sinnreiche Charaden auf, ertönen, wenn gerade im Tanz eine Pause eintritt, Deklamationen, und erfüllen mit ihrem Pathos Gemüt und Sinne der Zuhörer. Tafelgenüsse bringen neue Arten der Unterhaltung: Kleine charmante Neckereien am Büfett im Schatten riesenhafter Fruchtpyramiden, Promenaden, bei denen man von reizenden Kristalltellern, die man in der Hand trägt, hin und wieder ein Stück Torte nascht, Geständnisse neuer Amouren in einer Nische hinter Gläsern mit perlendem Champagner. Und wieder säuseln die Töne der Allemande, wiegt sich der schlanke Kavalier mit der eben erblühten Mondaine, promenieren ewigjunge Matronen an der Seite liebesabenteuerdurstiger Jünglinge, flüstern Dichter galante Verse, wogt der kokette Flirt, blüht der lachende Scherz, triumphiert die Frau.

Wie anders in Cirey! Ein einstöckiges, schlichtes Häuschen, einsam zwischen Bergen, Wiesen und Wäldern, vier Meilen entfernt von jeder menschlichen Behausung. Kleine, liliputanerhafte Appartements, aber geschmackvoll ausgeschmückt mit wundervollen Rokokogemälden, einzelne Zimmer mit karmoisinrotem Samt ausgeschlagen, andere in himmelblauem Moiree gehalten, andere wiederum ganz und gar in Holz getäfelt. Entzückend geschnitzte Schränke und blitzblanke Spiegel an den Wänden, chinesische Porzellanfiguren auf Tischen und Kaminesimsen, Marabus von eigentümlichen Formen, mit indischen Tapeten eingerahmte Nischen, sesselhohe Kamine, Globusse, Atlanten, physikalische Instrumente, Venus- und Herkulesstatuen, Amoretten — das

ist Cirey, das ist die Welt, die Voltaire und seine „göttliche Emilie" umschließt.

Der Stimmungszauber von Lancrets „L'hiver" scheint in diesen Räumen zu wohnen. Dieselbe Gemütlichkeit, dasselbe heitere Behagen! Kein luxuriöser Aufwand wird getrieben, keine Extravaganzen werden geleistet. Man lebt in der stillen Zufriedenheit einer ländlichen Häuslichkeit, steht etwas früher als in Paris auf, nimmt seinen Kaffee gegen 11 Uhr ein, sitzt eine Weile beisammen und geht dann, einzeln, seinen Neigungen nach. Erst das Souper verbindet alle zu gemeinsamer Geselligkeit. Man ißt nicht schlecht, jedoch bescheiden. Nur der Wein ist miserabel, aber Voltaires Witz entschädigt dafür reichlich. Dann zieht man sich in ein lauschiges Zimmer zurück. Im Kamin flammt das Feuer auf und wirft seinen roten Schein auf die scherzenden Amoretten über den Türen und die lächelnden Frauenmedaillons zwischen den Wandpfeilern. Man setzt sich zwanglos um den runden Tisch, dessen Decke bis auf den Boden reicht, durchblättert die neusten Werke Voltaires, plaudert, diskutiert und spielt mit dem Bologneserhündchen, dem Liebling der Gesellschaft, für den ein Körbchen aus blauem Atlas in Madames Schlafzimmer bereit steht. Die göttliche Emilie nimmt ein lateinisches Buch über Geometrie zur Hand und liest daraus vor; bei jedem Abschnitt zögert sie ein wenig, um sich die Übersetzung zu überlegen; dann rollt der Satz französisch über ihre Lippen. Voltaire steht daneben und wirft geistreiche Bemerkungen in die Pausen der Lektüre. Zuweilen holt er seine „Pucelle" und rezitiert

L'Hiver

Stich nach Lancret von J. P. de Bas

einige Verse daraus. Da gibt es Damen wie Madame de Graffigny, die mit atemloser Aufmerksamkeit an den Lippen des Dichters hängen und ungeduldig auf den Augenblick harren, wo er mit dem Vortrag zu Ende ist, um in ihr Kabinett zu eilen, das Vernommene niederzuschreiben und es dann als ein Bruchstück der Chronik von Cirey an den Herzensfreund zu schicken. Andere sind weniger ehrgeizig im Aufzeichnen ihrer Beobachtungen, aber ebenso geschwätzig und bewahren alles, was sie gesehen und gehört, bis zu ihrem nächsten Aufenthalt in Paris, wo sie die Legenden, die um Cirey in den großen Salons kursieren, mit neuen Details bereichern. Nicht alle sind so indiskret. Viele haben ihre reine Freude an dieser ländlichen Geselligkeit, bei der sie nach dem lauten Lärm der großstädtischen Salons sich herrlich erholen. Sie bleiben Tage, Wochen und scheiden schließlich mit schwerem Herzen. Der Präsident Hénault, dessen lukullische Soupers ebenso berühmt sind wie die Nächte der Herzogin du Maine, amüsiert sich hier prachtvoll und notiert in seine Memoiren: „Wenn man ein Bild des Landlebens und köstlicher Zurückgezogenheit, eine Stätte des Friedens und der Eintracht, vom herbsten Reiz, den die Wissenschaft zu geben vermag, von gegenseitiger Achtung, vom Zauber der Philosophie und vom Hauch der Poesie umflossen, machen wollte, müßte es in Cirey sein."

Es herrscht eine wunderbare Intimität. Die Gesellschaft übersteigt selten fünf bis sechs Personen. Und diese Menschen verstehen sich untereinander, sind auf einen solchen Ton der Geselligkeit gestimmt. Die kleine

Herzogin du Maine taucht zuweilen auf und vergoldet mit ihrem sonnenhellen Frohsinn dieses schon an sich heitere ländliche Idyll; Madame de Boufflers, die Herzensfreundin des alten Königs Stanislaus von Polen, verläßt ihren sybaritischen Hof in Luneville und kommt nach Cirey, um sich über die Eindrücke von ihr gelesener Bücher auszusprechen; Fontenelle erscheint, trinkt Madame du Châtelets Rotwein sauren Mundes, aber amüsiert sich königlich; der preußische Gesandte, Graf Kayserlingk, wird wie ein Fürst empfangen und mit Liebenswürdigkeiten überschüttet; der Pater François Jaquis, ein tüchtiger Wissenschaftler, verlebt hier köstliche Tage, in denen er unter Assistenz der göttlichen Emilie ein großes mathematisches Werk mit leichter Hand zu Ende führt; der berühmte Helvetius, der Mathematiker Maupertuis und viele andere Gelehrte von Ruf kehren in dem kleinen Schloß ein und verbringen darin Stunden unvergeßlichen Inhalts.

Nur einer paßt in diese Gesellschaft nicht hinein, der Marquis, Emiliens Gemahl. Allein er stört niemand; bei Tisch schweigt er, und gleich nach der Mahlzeit zieht er sich zu einem Schläfchen zurück. Seine Lebensführung in Cirey wechselt überhaupt nur ab zwischen Essen und Schlafen. Zum Glück weilt er nur selten hier. Meist befindet er sich im Lager, denn der Krieg ist die einzige Leidenschaft, der er frönt. Wenn er nach seinem Landsitz kommt, wird er wie ein Gast betrachtet. Er ist auch mehr Nutznießer als Besitzer. Aller Komfort verdankt seine Existenz Voltaire, wie auch aus des Dichters Tasche die Mittel geflossen sind, die das unan-

sehnliche verfallene Landhaus zu einem Lustschlößchen umgestalteten. So repräsentiert in Wirklichkeit Voltaire den Herrn und Madame du Châtelet die Frau des Hauses. Alle Welt pflegt sie auch nicht anders denn als Ehepaar zu betrachten. Es ist eine Selbstverständlichkeit, von der nur der Marquis nichts weiß.

Wer das „Idol" und die „Nymphe", wie Madame de Graffigny in ihren Briefen Voltaire und die Châtelet nennt, in ihrer Häuslichkeit beobachtet, zweifelt keinen Augenblick an der ehelichen Gemeinschaft dieser beiden. Sie weist alle Symptome einer solchen auf: Schäferstunden, Neckereien, gelegentliche Verstimmungen, Gardinenpredigten, Eifersuchtsszenen. Das Temperament geht bei solchen Szenen häufig mit der göttlichen Emilie durch; sie scheut sich nicht, ihren heimlichen Gatten in Gegenwart der Gäste gehörig abzukanzeln; dieser bewahrt jedoch fast immer seine philosophische Gleichgültigkeit. Nur gelegentlich schmollt er, wenn Madames Tyranneien ihn allzusehr drangsalieren, etwa wenn sie bei Tisch ihm verbietet, Rheinwein zu trinken, oder wenn sie ihn hart zur Rede setzt, weil er sich nicht so gekleidet hat, wie sie es wünscht. Dann schließt er sich gewöhnlich in sein Zimmer ein und erscheint erst wieder nach vielem Zureden und Bitten.

Madame du Châtelet ist an Voltaire mit einer Leidenschaft gefesselt, die verwunderlich scheint, wenn man die Umstände erwägt, unter denen diese Neigung zustande kam. Sie galt ursprünglich nicht dem Menschen, sondern nur dem berühmten Dichter und Gelehrten. Gemeinsame wissenschaftliche Interessen führten die Sie-

benundzwanzigjährige mit dem Vierzigjährigen zusammen. In der ersten Zeit wurde die Liebe aus dem Gespräch ganz ausgeschaltet, worüber sich Voltaire auch anfangs beklagte. Madame du Châtelets Herz schlug damals noch allzu heftig für den Duc de Richelieu, den Don Juan des achtzehnten Jahrhunderts, dem jede galante Dame sich in den Weg warf, um bei einem Liebesskandal mit seinem Namen zusammen genannt zu werden. Erst allmählich, bei intimen kleinen Champagnersoupers in Voltaires Pariser Junggesellenwohnung in der Rue de Long-Port streifte die göttliche Emilie das gelehrte Frauenzimmer ab und enthüllte die andere Seite ihres Wesens — das leidenschaftliche sinnliche Weib. Bald brannte ihre Liebesglut so lichterloh, daß sie wie ein Feuerwall den Geliebten umschloß, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Paris schien ihr ein unsicheres Asyl zu sein. Hier war sie zu sehr dem Klatsch ausgesetzt, hier konnte sie nicht unbelauscht das Glück ihrer Liebe genießen. „In Paris würde ich ihn unwiederbringlich und unrettbar verlieren," schreibt sie an den Herzog von Richelieu, der nun vom Geliebten zum Freund avanciert ist, „in Cirey kann ich dagegen wenigstens hoffen, daß die Liebe den Schleier verdichten wird, der für sein und unser Glück die Augen meines Gatten bedecken sollte." Und ein anderes Mal bittet sie den Herzog, er möge dafür Sorge tragen, daß der Marquis längere Zeit von Cirey abwesend bleibe. „Ich kann nicht glauben, daß ich geboren sein soll, um unglücklich zu sein; ich sehe nur das Vergnügen, alle

Augenblicke meines Lebens mit dem Geliebten zu verbringen."

In Cirey fühlen Voltaire und Madame du Châtelet sich wie in einem Paradies. Seit der Dichter nach Veröffentlichung seiner „Philosophischen Briefe" hier zum ersten Male Zuflucht gefunden hat, kehrt er immer wieder in das idyllische Schlößchen zurück. Die göttliche Emilie leitet mit zitterndem Herzen alle seine Schritte, stets in der leisen Furcht schwebend, sie könnte ihn verlieren. Als Kronprinz Friedrich Voltaire nach Deutschland einlädt, sucht sie mit allen Mitteln den Geliebten zurückzuhalten; sie redet ihm ein, er möge warten, bis der Kronprinz König würde, dann wolle sie mit ihm zusammen nach Potsdam reisen. Und Voltaire bleibt. Die Liebesfesseln der göttlichen Emilie haben vorläufig stärkere Gewalt über ihn als die Lockungen des preußischen Königssohnes; das schlichte Idyll von Cirey hält ihn noch mit seinem ganzen Zauber, seinem Wechsel von Liebe, Arbeit und Geselligkeit wie in einer Traumwelt umfangen.

* * *

In der Galerie der Frauenporträte des achtzehnten Jahrhunderts ist Madame du Châtelet zwar keine der schönsten, aber eine der interessantesten Erscheinungen. Schade, daß La Bruyère sie nicht gekannt hat; er würde sie zweifellos in seine „Charaktere" aufgenommen haben, denn als eine eigenartige Individualität ragt diese Frau aus dem Rahmen ihrer Zeit heraus.

Über ihr Äußeres gehen die Ansichten sehr ausein-

ander. Die Marquise du Deffand und Madame de Crequi schildern sie als eine Hünin mit magerem, unnatürlich rotem Gesicht, häßlichen Händen und entsetzlichen Füßen, mit einer Haut, schrumpfig wie ein Reibeisen, auf dem eine Muskatnuß abgerieben worden ist. Die Damen Denis und Graffigny sprechen dagegen von einer hübschen Frau, die sich geschmackvoll kleide und reizend zu unterhalten wisse. Daß Madame du Châtelet unter den Frauen viele Feinde besitzt, scheint — wenn man ihr hochfahrendes, herrisches Wesen und ihre geistige Überlegenheit in Erwägung zieht — durchaus verständlich und natürlich. Doch so gehässig wie Madame du Deffand drückt sich keine von ihnen aus. Ist es nur Antipathie oder ist es Eifersucht auf die bevorzugte Rivalin? Wer mag es entscheiden! Das eine steht fest, daß sie eine Zeitlang sich der Freundschaft Voltaires erfreut, und daß sie sogar in der Gesellschaft „la femme Voltaire" genannt wird.

Aber eine „gewisse Dosis von Geist" vermag selbst Madame du Deffand der göttlichen Emilie nicht abzusprechen. Allerdings tadelt sie, daß sich jene statt mit schöngeistigen mit abstrakten Wissenschaften beschäftige. Wie kann eine Frau Mathematik und Physik treiben und zudem noch die Kühnheit haben, sich an einem von der Akademie ausgeschriebenen Preisbewerb zu beteiligen? Wie darf man sich bloß die langweilige Arbeit einer Übersetzung von Newtons „Principes" auf den Hals laden? Sind das nicht schon allein Tatsachen, die bei den Damen des Rokoko ein Kopfschütteln erregen müssen? Ein gelehrtes Frauenzimmer! Ein Zeitalter, das nur dazu

geboren scheint, mit allen Dingen zu spielen, das alles, selbst die tiefsten Gefühle in Tändeleien verwandelt, das nur etwas im Leben ernst nimmt, den Flirt, ein solches leichtsinniges Zeitalter bringt eine Gestalt wie Madame du Châtelet hervor. Welch ein Widerspruch!

Und betrachtet man sich die göttliche Emilie in der Nähe, so findet man es auch bestätigt: ihr fehlt eigentlich das, was eine Rokokodame auszeichnet, wenn man nicht das Rokokomäßige bloß in Äußerlichkeiten sehen will. Ihr fehlt die göttliche Leichtfertigkeit, sich über ernste Situationen mit Grazie hinwegzusetzen. Jeder Flirt nimmt in ihrem Leben sofort die Dimensionen einer Leidenschaft an, einer Leidenschaft, wie sie nur noch in der Zeit des großen Condé in Mode stand. Sie versteht es nicht, — was alle Damen ihrer Zeit verstehen — die Liebe als einen Augenblicksrausch auszukosten, der, indem er verflogen, auch schon vergessen ist. Sie stürzt sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit in den Feuerbrand einer Leidenschaft hinein, unbekümmert darum, ob sie in den Flammen verbrennt oder ob sie heil an Leib und Seele aus ihnen hervorgeht. Es liegt etwas Heroisches in ihrem Wesen, Heroisches im Sinne ungezügelter Tatkraft und mutiger Einsetzung ihres ganzen Ichs in die Erkämpfung eines Ziels. Gleicht sie in dem völligen Ausschöpfen des Gefühls, in der restlosen Hingabe an ihre Liebesneigungen den temperamentvollen Frauen des Barock, so erinnert sie wiederum durch die energische Pflege ihrer wissenschaftlichen Interessen an die gelehrten Damen der Romantik. Sie betreibt die Wissenschaft ernst. Sie liest nicht Bücher, um sich über

sie unterhalten zu können; sie liest sie auch nicht, wie so viele ihrer Zeitgenossinnen, mit der Absicht, einen reichen Zitatenschatz zu erwerben, dessen man sich beim Gespräche bedienen könne, um geistreich zu erscheinen. Wer ein so grundgelehrtes Buch wie Newtons „Principes" ins Französische überträgt, deutet dadurch an, daß ihm jede Spielerei mit der Wissenschaft fremd ist. Madame du Châtelet arbeitet an diesem Werk fortgesetzt bis zu ihrem letzten Atemzug. Als sie, dreiundvierzigjährig, der Geburt eines Kindes entgegensieht, kümmert sie sich um die Vollendung der Übersetzung mehr, als um die bevorstehende Mutterschaft. Voltaire berichtet, daß sie mitten beim Arbeiten an ihrem Newton von den Wehen überrascht worden sei: „Als Madame du Châtelet vergangene Nacht ihrer lobenswerten Gewohnheit gemäß an ihrem Schreibtisch saß, sagte sie: mais je sens quelque chose". Sie hat gerade noch Zeit, ihre Kammerfrau zu rufen, die ein kleines Mädchen in der Schürze auffängt und in die Wiege trägt. Die Mutter selbst ordnet noch vorsorglich die Papiere und begibt sich dann zu Bett.

Diese Frau, die so heiß und leidenschaftlich empfinden kann, die in ihrem vierzigsten Jahre mit der Glut einer Zwanzigjährigen liebt, besitzt weder die Eigenschaften einer Gattin noch die einer Mutter. Obschon sie einen Trottel zum Manne hat, scheut sie doch nicht davor zurück, seine Lächerlichkeit in den Augen der Welt zu verstärken. Sie verwickelt ihn in eine Liaison, oder macht ihn vielmehr zur komischen Figur einer Liaison, wie sie Choderlos de La Clos nicht schlüpfriger erdacht

Emilie du Châtelet

Voltaire im Jahre 1736

haben könnte. Es ist eine regelrechte Komödie, die sie, die bewunderte „Theaterprinzessin", selbst inszenieren hilft.

Das Vorspiel spielt in Lunéville an dem lustigen Hof des alten Königs Stanislaus von Polen, wo Madame de Boufflers ein lockeres, dem Genuß offenes Regiment führt. Hier erhalten alle, die auf Liebesabenteuerjagd ausgehen, ein gastliches Asyl. Sie selbst, die Beherrscherin dieses Venusvasallenstaates, wegen ihrer sybaritischen Neigungen „La dame de volupté" genannt, hintergeht ihren königlichen Galan, dem sie als Herzensfreundin attachiert ist, mit den Offizieren seiner Garde. Und das Beispiel, das sie gibt, erlangt Gesetzeswert für die übrigen und wird treu von ihnen befolgt.

In dieses Dorado der Liebe platzen auch Voltaire und die göttliche Emilie hinein, nachdem der König eine Einladung an sie hat ergehen lassen. Das geschieht im Jahre 1748. Madame du Châtelet hat ihr vierzigstes Lebensjahr schon überschritten, und ihr Dichterfreund steht nicht mehr weit vom Tore des sechzigsten entfernt. Sie sind also beide ihrem Alter nach über die Grenzen der Liebesleidenschaft hinüber. Aber Madame du Châtelet scheint die Last ihrer Jahre noch nicht zu spüren. Die Atmosphäre am Hofe des Polenkönigs wirkt auf sie wie ein Verjüngungsbad. Ein zweiter Frühling bricht über sie herein. Sie macht die Bekanntschaft des jungen Gardeoffiziers Saint Lambert, der eben noch in Madame de Boufflers Fesseln schmachtet. Ihn sehen und lieben ist das Werk eines Augenblicks. Voltaire empört sich zwar anfangs heillos über diese

Untreue seiner Freundin, aber die „göttliche Emilie" versteht es, ihm so gründliche Vorhaltungen über seine klapprige Körperkonstitution zu machen und seine Unfähigkeit zur Liebe nachzuweisen, daß der Philosoph die Berechtigung dieser Vorwürfe einsieht, sich mit ihr aussöhnt und ohne Groll dem Jüngeren den Vortritt überläßt. Madame du Châtelet und Saint Lambert können ihr Liebesidyll nun ungestört genießen. Und das tun sie auch in vollem Maße, bis sich plötzlich etwas ereignet, das unangenehme Verwicklungen verspricht: Madame fühlt sich in ihrem dreiundvierzigsten Jahre als Mutter. Diese Möglichkeit war noch nicht vorgesehen, nun scheint guter Rat teuer. Beide Liebhaber, der emeritierte und der neue, zerbrechen sich darüber den Kopf, welche Lösung hier am besten sein könnte. Voltaire kommt dabei auf den scherzhaften Einfall, das Kind einfach in „die gesammelten Werke der Madame du Châtelet" aufzunehmen. Dann erinnert man sich plötzlich des Marquis, den man aus dem Leben dieses Trios schon ganz ausgeschaltet hat. Man schickt nach ihm, fährt nach Cirey, arrangiert nach vierzehnjähriger Pause eine intime Annäherung zwischen den Eheleuten und findet auf diesem Weg für den kommenden Sprößling einen Vater, an dessen Rechtmäßigkeit der Marquis auch keinen Augenblick zweifelt. Die Verwicklungen sind gehoben, die Komödie nähert sich dem Schluß und verspricht einen heitern Ausgang. Aber die Erwartung bewahrheitet sich nicht — mit einem tragischen Mißklang vollzieht sich das Ende. Madame du Châtelet besteht trotz ihres vorgerückten Alters leicht ihre Niederkunft; sie fühlt sich schon soweit gekräftigt,

um wieder an ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu denken; da zieht sie sich durch Unvorsichtigkeit ein hochgradiges Fieber zu, und wenige Tage darauf ist sie eine Leiche.

Voltaire war erschüttert. Er konnte das Unbegreifliche kaum fassen. Trotz der Entfremdung, die sich zwischen ihn und sie eingeschlichen hatte, hing er doch mit allen Fasern seiner Seele an ihr, vor allem wohl weil sie die einzige Frau war, die seine wissenschaftlichen Arbeiten vollkommen zu begreifen vermochte. Innerlich gebrochen zog er sich nach Cirey zurück, der Stätte ihrer gemeinsamen Freuden und Genüsse. In den traulichen Räumen des Schlößchens in der Champagne, wo ihn jedes Zimmer, jeder Gegenstand an die Verstorbene mahnte, hoffte er von seinen seelischen Leiden zu genesen. Hier verbrachte er dann Wochen der Einsamkeit, ganz der Arbeit und der beschaulichen Erinnerung an die Geliebte geweiht, bis der immer dringender werdende Ruf des Preußenkönigs ihn aus seinem ländlichen Idyll nach Potsdam entführte.

Voltaire verlor seine Mitarbeiterin und Freundin, die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts büßte jedoch mit Madame du Châtelet eine originelle Erscheinung ein. „Welch wunderbare Fähigkeit, die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geschlechts mit den hohen Kenntnissen zu verbinden, die wir nun einmal als ein Vorrecht des unsrigen ansehen", schrieb Maupertuis in seinem Nachruf. „Dieses überraschende Phänomen wird ihr Gedächtnis ewig verehrungswürdig erscheinen lassen."

Rheinsberg und Sanssouci.

Es war ein reizendes Impromptu des Rokoko, daß es sich das abgelegene märkische Schlößchen Rheinsberg zu seinem Debüt im deutschen Norden ausersah. Mit graziöser Keckheit, wie Watteaus sorgloser Jüngling, kam es, um von der Stirn des preußischen Kronprinzen die trüben Schatten zu verscheuchen, welche die rauhe Härte des gestrengen Vaters auf sie geworfen hatte. Es kam, fand freundliche Aufnahme und blieb. Und unter seinen Zauberhänden verwandelte sich das altmodische Gebäude zu einem entzückenden Monbijou, das zwar außen seinen etwas starren burgartigen Charakter beibehielt, im Innern jedoch ein zierliches Schmuckkästchen wurde. Ein Ort wie geschaffen zum Vergessen trüber Tage, ein Idyll voll Sonne und Freude!

Kaum hatte Friedrich mit seiner Gemahlin in Rheinsberg Einzug gehalten, da entfesselte sich auch schon in den Räumen des Schlößchens eine bunte Geselligkeit. „Ich komme von Rheinsberg zurück, wo ich gemeinsam mit dem Grafen Wartensleben einige Tage sehr angenehm verbracht habe," schrieb der Leutnannt von Borcke an

seinen Bruder. „Der Prinz hält dort einen kleinen Hof, wo es Konzerte, Bälle, Komödien, mit einem Worte alle Vergnügungen, die man sich vorstellen kann, gibt. Diejenigen, die daran teilnehmen, erfreuen sich voller Freiheit. Man kann nicht besser als der Kronprinz die Würde des Hauses vertreten."

Und wie vertritt der Kronprinz die Würde seines Hauses? Nicht wie der Sohn des Soldatenkönigs, der die langen Kerle in aller Herren Länder auffischen ließ, nicht wie es der Sittenkodex des Tabakskollegiums ihn gelehrt haben könnte, sondern wie ein Grandseigneur, der in Versailles zur Schule ging. Wie fein versteht er es, jeder Unterhaltung irgend ein Maß von Bedeutung unterzulegen! Mit welchem Geschmack leitet der Vierundzwanzigjährige das Gespräch an der Tafel! Kein Gegenstand ist ihm fremd oder zu hoch. Nie befindet er sich in Verlegenheit um eine passende Bemerkung. Überall leuchtet sein Witz, der „dem nie verlöschenden Feuer der Vesta" gleicht. Widerspruch ist ihm nur ein Anreiz, seinen Geist in neuen Formen spielen zu lassen. Durch sinnige Anregung weiß er die guten Einfälle anderer zutage zu fördern. Und wie geschickt mischt er zwischen den Ernst des Gespräches Scherz und Neckereien, damit selbst die gelehrteste Unterhaltung einen Hauch von Grazie beibehalte.

Bei den fêtes galantes, die er in Rheinsberg arrangiert, arbeitet sein Geist nicht minder lebhaft, als bei der Tafel. Sie werden alle getragen von seiner sprühenden Laune, seiner Beweglichkeit des Witzes und seiner ungemeinen Fähigkeit zur Unterhaltung. Er nimmt

an allem teil, denn er liebt jede Art Vergnügen, mit Ausnahme der Jagd, die er für geist- und zeittötend erklärt. Er ist sogar ein eifriger Tänzer, und er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie.

Aber am liebsten sind ihm Konzerte. Bis in sein hohes Alter bleiben sie seine angenehmste Unterhaltung, bei der er ausruht von den Strapazen des Tages. Eine feierliche Stimmung liegt über diesen Assambleen, zu denen man eingeladen sein muß. Und eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. — Eine erlesene Gesellschaft versammelt sich in den Abendstunden. Da sieht man das interessante Kavalierprofil des Grafen Kayserlingk, des in Cirey vielgefeierten Gastes, des feinen Kenners eleganter Sitten und französischer Mode. Neben ihm taucht der kleine Abbé Jordan auf, den Friedrich unlängst vom Pastor zu seinem Privatbibliothekar befördert hat, und der ihm als literarischer Ratgeber bald unentbehrlich wird. Irgendwo an einer Säule lehnt der gemütliche Baron von Knobelsdorff, der im Park Rheinsberg die ganze Ungebundenheit des Rokoko aufleben ließ und der später im Berliner Opernhaus und in Sanssouci seine Meisterleistungen schaffen sollte. Auch Gäste kamen zuweilen nach Rheinsberg, wie zum Beispiel der lebhafte Algarotti und Lord Baltimore, die vom Petersburger Hof viel zu erzählen wissen. Sogar die Damen fehlen nicht — liebenswürdige Prinzessinnen, reizende Hoffräuleins, die das Französische ohne geringsten Akzent sprechen; denn noch steht Friedrich auf dem Standpunkt: „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Schimmer über den Alltag aus. Ganz abge-

sehen vom holden Minnedienst sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich, ohne sie ist jede Unterhaltung matt." Später in Sanssouci denkt er anders. Ob er da noch Frauen gern sieht, ausgenommen Barbarina, wenn sie in der Tanzpose von Lancrets Camargo über das Parkett schwebt? . . . .

Und das Konzert beginnt. Irgendeine Suite von Graun steht auf dem Programm. Fröhlich, wie ein silbernes Lachen, sprudeln die Töne der Allegro-Phantasia aus dem Spinett. Die Geige jauchzt das Thema dazu. Der Chevalier de Chasot accompagniert etwas laut und unbeholfen mit der Flöte. Scherzend, als necke sie den Flötenspieler, tremuliert die Bratsche. Dann singt das Violoncell die Cantilene einer Arie. Zart verschmelzen seine Töne mit denen der übrigen Instrumente, klagen, weinen und ersterben. Die melancholische Grazie eines Menuetts unterbricht das Schweigen. Wieder dominiert die Geige mit ihren seidenweichen Tönen, dominiert so lange, bis eine muntere Gigue einsetzt und unter geschwätzigem Geplauder aller Instrumente die Suite beschließt. . . .Der Kronprinz übt Kritik. Er tadelt bloß Chasot und sagt, ihm gebühre das Schicksal des Marsyas, weil er der zarten Flöte Trompetenstöße entlocke. Dann greift er selbst zu seiner Flöte. Auf das Notenpult wird ein Konzert von Quantz gelegt. Etwas unklar fließen die ersten Töne, als ob der Musikus fürchtete, falsch zu spielen. Aber bald gewinnt er seine Sicherheit. Das schmale hölzerne Rohr verwandelt sich an seinem Munde zu einem Orakel, das in die Seelen der Zuhörer neue Offenbarungen der Schönheit gießt. Die

Triller runden sich unter den Fingern zu flimmernden Perlenschnüren. Und die Töne flattern hinaus durch die hohen Fenster in Knobelsdorffs Park und wecken die Amoretten, die aus dem Dunkel der Boskette ihre kleinen Engelsköpfchen stecken.

„Und sinkt die Nacht herein, heischt Venus ihren Zoll."

Zuweilen verliert sich in den Park der Lärm redseliger Worte. Ein Dutzend Männer, in denen der Jugend Feuer glüht, fand sich im Salon zusammen zu einem fröhlichen Gelage. Man kostet die Freuden der Freundschaft, man läßt die Leier zu Pallas Ruhm ertönen, man opfert Bacchus und ereifert sich über Wolffs Metaphysik. Heitere Symposien sind es, Vorläufer der späteren philosophischen Soupers in Sanssouci. Und er selbst, der „Marquis de Brandenbourg", macht sich zum poetischen Chronisten dieser Tafelrunde.

„Ein still vergnügter Freundeskreis —
Nicht groß, doch ausgewählt mit Fleiß —,
Graziöse Worte voll Esprit,
Die über tausend bunten Dingen
Mit Leichtigkeit des Witzes springen,
Gespräche zur Philosophie,
Mit Ernst den Spott geschickt verbunden,
Von dem sich niemand läßt verwunden,
Kurzum die schönste Harmonie."

Aber nicht nur die kleinen Lebensgeister der Geselligkeit weben in den Räumen von Rheinsberg, auch der Ernst behauptet hier seinen Platz. In den Vormittagsstunden ist der „Marquis de Brandenbourg" für niemand zu sprechen. Während die ganze Gesellschaft im

Flötenkonzert

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Bildnis von A. Menzel

Schloß ungezwungene Freiheit genießt, während der eine denkt, der andre liest, der dritte zeichnet, der vierte schreibt, der fünfte sein Instrument spielt, bleibt Friedrich unsichtbar. Nur Eingeweihte wissen, was er tut; wissen, daß er entweder in Ruppin sein Regiment exerziert oder daß er in seinem Zimmer, seit sieben Uhr morgens zwischen Büchern vergraben, in den Gründen der Wissenschaft wühlt. Und in diesen Morgenstunden entstehen seine ersten politischen Flugblätter, gestaltet sich seine Fehdeschrift gegen den Kardinal Fleury der „Antimachiavell", fließen aus seiner Feder die zahlreichen Briefe an Rollin, d'Argens, Wolff und Voltaire, offenbaren sich die Tiefen seines Gemütes: „Die Könige ohne Freundschaft und Gegenliebe sind in meinen Augen dem Klotze gleich, den Jupiter den Fröschen zum Könige gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur dadurch, daß sie mir Schaden zugefügt hat; ja ohne Gesinnungen schmeicheln zu wollen, die nicht wirklich in meinem Herzen sind, kann ich doch versichern, daß ich auf alle Größe Verzicht tun würde, wenn ich glaubte, sie vertrüge sich nicht mit der Freundschaft" . . .

Und so verrinnen dem „Marquis de Brandenbourg" die Jahre in Rheinsberg, abwechselnd zwischen nützlichen und angenehmen Beschäftigungen, zwischen ernsten Studien und heiterer Erholung, die das mürrische Wesen des allzustrengen philosophischen Ernstes mildert, „der sich nicht leicht die Stirn von den Grazien entrunzeln läßt", verinnen die Jahre, die er selbst als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet.

* * *

Am 26. Oktober 1740 schreibt Friedrich, der seit dem 31. Mai die preußische Königskrone trägt, aus Rheinsberg: „Lieber Voltaire, für diesmal hindert mich der unvermutetste Todesfall von der Welt, Ihnen mein Herz wie gewöhnlich zu öffnen und so zu plaudern, wie ich gern möchte. Der Kaiser ist tot. — Privatmann war er erst, und ward / ein König, ward ein Kaiser dann. / Eugen erwarb ihm seinen Ruhm; doch leider! ist er nun befleckt. / Er macht im Tode Bankerott. / Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Gedanken. Ich glaube, im Monat Juni wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen als auf Schauspielerinnen, Balletts und Schauspiele; und so muß ich schon den Handel, den wir sonst geschlossen hätten, noch aussetzen."

Seine Ahnung bewahrheitete sich. Die österreichische Erbfolgefrage zwingt ihm das Schwert in die Hand. Fünf harte Kriegsjahre folgen, in denen er keine Muße findet, seinen Lieblingsneigungen nachzugehen. Erst als in Dresden der Friede geschlossen wird, der Friedrich im Besitz Schlesiens läßt, erst als durch diesen wichtigen Vertrag für eine Zeitlang die Ruhe des Reiches garantiert ist, die ihm die Möglichkeit gibt, innerlich und äußerlich zu erstarken, gewinnen die alten Interessen des Königs neues Leben. Rheinsberg genügt ihm nicht mehr. Er sehnt sich nach einem eigenen Versailles, nach einem Schloß, das ganz von seinem Geiste getragen wird, das aber nicht die militärische Seite desselben zum Ausdruck bringen soll, sondern die andere — die ästhetische. Und so blühen aus öden Sümpfen und feuchten

Wiesen unweit Potsdam wunderbare Parks empor mit schattigen Bosketts, leuchtenden Rondells, labyrinthischen Wegen, die von strengen starrlinigen Hecken begleitet werden, einladenden Grotten, in denen schamhafte Nymphen sich verstecken, Bassins, die marmornen Göttinnen als Spiegel dienen; steigen an dem „wüsten Berge", den einst Eichen gekrönt hatten, und der zuletzt „Hütung und bergiger Acker mit Haferboden" war, Terrassen hinauf, zwischen denen sich die Reben ranken und das schönste Spalierobst von Marseille die Früchte für die königliche Tafel liefert; erhebt sich schließlich auf der Kuppe des Berges die Königin, die über dieses Märchen gebietet — Sanssouci, das deutsche Versailles, die duftigste Blüte des deutschen Rokoko, das Lustschlößchen, in denen die Rheinsberger Tage gehaltvoller und verfeinerter weiterleben sollen.

Als Voltaire, nachdem er sich über den Tod der Marquise du Châtelet in Cirey getröstet hat, endlich im Sommer des Jahres 1750 in Sanssouci eintrifft, da findet er kaum Worte, um das Erstaunen auszumalen, das dieser Musensitz eines Königs in ihm wachruft. „Endlich bin ich an diesem ehemals wilden Orte, der jetzt durch die Künste nicht minder verschönt als durch den Ruhm geadelt ist. 150 000 siegreiche Soldaten, keine Prokuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle und Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist alles ganz wahr." So wunderbar dünkt dem Franzosen alles,

daß er zum Schluß bekräftigend hinzufügen muß: „Und doch ist alles ganz wahr". Wenige Wochen später gibt er der Nichte einen Bericht über sein Tagewerk: „Mein Geschäft ist, nichts zu tun. Ich genieße meiner Muse. Eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich, und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper."

Diese Soupers oder, besser gesagt, philosophischen Tafelrunden verleihen der Geselligkeit in Sanssouci ihren eigentümlichen Akzent. Sie erfüllen den aufdämmernden Lebensabend des Königs mit einer erwärmenden Atmosphäre und lassen ihn für Augenblicke die Vereinsamung vergessen, in die ihn der Mangel eines intimen Familienkreises führte. Es ist eine stattliche Garde bedeutender und origineller Persönlichkeiten, die als Teilnehmer an der Tafelrunde aufmarschieren. Voltaire nimmt eine Weile den bevorzugten Platz ein. Man weiß, wie groß Friedrichs Verehrung für den berühmten Dichter war, wie er ihn immer und immer wieder bat, doch als Gast bei ihm zu weilen, wie er schließlich einen Gesandten eigens nach ihm schickte. Nun erfüllt sich endlich sein sehnsüchtiger Wunsch. Er hat den größten französischen Repräsentanten seiner Zeit zu Gast, er kann über alle Fragen der Wissenschaft und Kunst, die sein Innerstes leidenschaftlich bewegen, von Angesicht zu Angesicht mit ihm reden; aber indem er in ein persönliches Verhältnis zu Voltaire tritt, lernt er auch dessen menschliche Schwächen kennen: maßlose Eitelkeit, Boshaftigkeit,

Tücke, Verschlagenheit. Das wurmt Friedrich, er zahlt mit gleicher Münze; eine kleine Rache ruft auf der Gegenseite eine andere hervor; unerquickliche Intriguen ergeben sich daraus, und so scheiden sie voneinander, die beiden Großen, die nur aus der Entfernung Freunde sein können.

Andere treten an Voltaires Stelle. Die Rheinsberger Freunde sind nicht mehr; der einzige unter ihnen, der noch mit seinem gemütlichen Humor das Gespräch bei der Tafelrunde würzt, ist Knobelsdorff. Aus Berlin kommt der Königliche Akademiedirektor Maupertuis herüber, einst der Freund und zeitweilige Hausgenosse Voltaires in Cirey, später die Zielscheibe von dessen boshaftem Pamphlet, „Diatribe du Docteur Akakia, médicin du pape", das ihn von dem Piedestal seines Ruhmes weht. Ein gern gesehener Gast ist der Marquis d'Argens, diese originelle Mischung von Abenteurer, Lebemann, Philosoph und Schriftsteller. Der „alte Fritz" steht auf vertraulichem Fuße mit ihm und läßt sich gern bei der Tafelrunde in ein witziges Wortgefecht mit ihm ein. Er schont ihn nicht mit seinem Sarkasmus. Der Marquis ist jedoch nicht auf den Mund gefallen, und in dem Entzücken, mit einem so liebenswürdigen und höflichen Könige einen geistreichen Wortkrieg zu führen, stellt er sich auf dieselbe Stufe und kämpft mit gleichen Waffen, manchmal jedoch nicht ganz zur Zufriedenheit seines königlichen Hausherrn, der sich für diese allzugroße Vertraulichkeit auch zuweilen durch irgendeinen Schabernack rächt. Einen ebenso lustigen Tischgenossen besitzt die Tafelrunde in dem alten Baron Pöllnitz, der

noch zu den Mitgliedern von Friedrich Wilhelms Tabaks-kollegium gehört hat. Der alte Fritz ist ihm nicht sonderlich gewogen, aber trotzdem sieht er es gern, wenn der Baron am Souper teilnimmt, weil er so unterhaltend von seinen vielen Abenteuern, Reisen und Geldschwulitäten zu erzählen weiß.

Es bilden nicht immer philosophische Materien den Gesprächsstoff der Tafelrunde. Ernst und Heiterkeit halten einander die Wagschale. Zuweilen läßt man sich sogar zu kleinen Komödien herab, wie die Affäre eines Pastors aus einem hinterpommerschen Dorfe es lehrt. Dieser hat in einer Predigt sich ausfällig über den König geäußert und ihn mit einem Herodes verglichen. Die Tafelrunde erfährt das und zitiert den armen Pfarrer durch ein amtliches Schreiben vor das angebliche Oberkonsistorium, das natürlich in diesem Falle aus dem König und seinen philosophischen Freunden sich zusammensetzt. Alle sind als Pastoren und Kirchenälteste gekleidet; der König selbst führt das Präsidium. Er unterzieht den Pfarrer einem peinlichen Verhör, wobei er ihm vor allem krasse Unwissenheit vorwirft. Der Pfarrer befindet sich in der größten Verlegenheit, namentlich als ihm die Frage vorgelegt wird, wieviel jüdische Könige des Namens Herodes es gegeben habe. Zitternd gesteht er: einen; worauf eine ernste Vermahnung seitens des Präsidenten erfolgt, der ihm diese Unwissenheit als großen Verstoß gegen sein Amt vorwirft. „Wir sollten Sie von rechtswegen absetzen oder wenigstens auf längere Zeit von Ihrem Amt suspendieren," fügt er hinzu. „Indessen wir wollen nicht

vergessen, daß Milde und Barmherzigkeit das Gesetz unserer Religion ist. Wir wollen Ihnen die Strafe erlassen, in der Hoffnung, daß Sie sich bessern. Aber Sie müssen alle Ihre freie Zeit dem Studieren widmen und vor allem, Sie müssen niemals etwas predigen, was Sie nicht gelernt haben. Gehen Sie nun, Herr Bruder; reisen Sie nach ihrer Pfarre zurück, demütigen Sie sich in reuiger Zerknirschung vor dem Herrgott und vergessen Sie nicht, daß das ehrwürdige Konsistorium immer ein wachsames Auge auf Sie haben wird."

Bis spät in die Nacht währt zuweilen die Tafelrunde. Die Kerzen sind oft schon heruntergebrannt, wenn die Tafel aufgehoben wird. Manchmal schläft der König, der sich im Alter nur wenig Ruhe gönnt, vor Ermüdung ein. Wenn sein Witz verstummt, sein Adlerauge nicht mehr leuchtet, so erlischt auch die Lebhaftigkeit der ganzen Gesellschaft. Unbeweglich und schweigsam sitzen die Gäste in ihren Stühlen und harren des Augenblicks, in dem er erwacht. Das geschieht häufig erst, wenn das Frührot durch die Fenster bricht. Dann erhebt er sich, reibt sich den Schlaf aus den Augen und wendet sich höflich an seine Gäste: „Ja, meine Herren, es ist gleich vier Uhr; Sie werden nun zu Bett gehen und in den hellen Tag hinein schlafen und ich werde mich an meine Arbeit setzen". — Und schon steht der Page vor der Tür und hält den Korb mit den eingelaufenen Briefen, so wie die Kabinettssekretäre ihn geschickt haben ....

Die Salons des galanten Leipzig.

Als der Baron von Loën im Jahre 1718 Dresden einen Besuch abstattete, war er überrascht über die hier vorhandene Pracht und Eleganz, die ihn bewogen, den sächsischen Hof als den prächtigsten und galantesten von der Welt zu bezeichnen. Er wurde nicht müde, die vielen Vergnügungen aufzuzählen, die er mit staunenden Augen bewunderte, und schloß seinen enthusiastischen Bericht mit den Worten: „Kurz, Dresden schien zu meiner Zeit ein recht bezaubertes Land zu sein, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertraf. Man konnte hier nicht wohl ernsthaft sein, man wurde mit in die Lustbarkeit und Schauspiele hineingezogen, nicht anders, als ob man darin einige Rollen mitzuspielen hätte .... Hier gibt es immer Maskeraden, Heldengeschichten, Abenteuer, Wirtschaften, Jagden, Schützenfeste, Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Zeremonien, Grimassen, schöne Raritäten; kurz alles spielet. Man sieht zu, man spielet mit, es wird uns selbst mitgespielet „ludendo ludimur“. Der Baron von Loën steht nicht allein mit seinem Urteil. Ein ähnliches hatte

fünfzig Jahre vorher ein französischer Reisender über den Dresdner Hof gefällt. Dieser hatte schon behauptet, daß es in Sachsen keinen Edelmann gäbe, der sich nicht in der Welt umgesehen hätte, und daß man in Dresden lauter wohlgebildete Leute antreffen könne, die alle auf angenehmem Fuß lebten.

Kurfürst Johann Georg II. war es, der den Grund zu diesem „galanten Sachsen" legte. Paris, die damalige Metropole der feinen Bildung und des gesellschaftlichen Glanzes, wurde sein erstrebenswertes Vorbild. Von dort aus verschrieb er die Sprach- und Tanzmeister, und dorthin schickte er die Söhne des sächsischen Adels, damit sie sich die Umgangsformen der feinen Welt aneigneten. Galt Johann Georg schon als ein sehr prunkliebender Herr, so übertraf ihn doch in dieser Hinsicht noch bei weitem sein Enkel, der Casanova der Könige, August der Starke, dessen überschäumende Sinnenfreude sich nach jeder Richtung hin kundgab. Der berüchtigte Liebhaber des schönen Geschlechts, dem ein französischer Professor siebenhundert Frauen nachgerechnet und die Markgräfin von Bayreuth dreihundertvierundfünfzig Kinder zugeschrieben hat, wollte durchaus Dresden auf die Stufe von Versailles erheben, Sachsen in gesellschaftliche Konkurrenz mit Frankreich treten lassen. Die Bezeichnung „das galante Sachsen" erfreute sich zu jener Zeit geradezu einer Sprichwörtlichkeit; das Wort „galant" sei in Sachsen so üblich und auch so bezeichnend, behauptet Baron von Loën, daß er kein besseres fände, um das auszudrücken, was er sagen wolle. „Es bedeutet solches soviel," schreibt er, „als

ein lebhaftes artiges Wesen, das gefällt und rührt, das sich der Sinne bemächtigt und den Witz gebraucht, um desto empfindlich wollüstiger zu sein."

Man kann sich angesichts unseres jetzigen Sachsens eigentlich kein Bild von jener galanten Epoche machen, es sei denn, daß einem eine außerordentlich kühne Phantasie zu Hilfe kommt. Man kann sich auch nicht recht vorstellen, daß die sächsischen Damen „die besten Sprach-Meisterinnen der Deutschen" gewesen seien, daß sie die Engländerinnen an „Wuchs und Schönheit" übertroffen und die „Freiheit der Französinnen und das Feuer der Italienerinnen" besessen hätten. Sollte der gute Baron von Loën nicht mit den Augen blinder Verliebtheit gesehen haben?

Sachsen — das Land der Sinnenfreude, der Lebensart, der Eleganz, der „urbanité", des gesellschaftlichen Esprit! Doch soll man nicht annehmen, es hätte sich alles auf Dresden konzentriert. In der Residenz blühte die Pracht, herrschte der Luxus, gingen alle Lustbarkeiten und Vergnügungen ins Große; aber die feinere gesellschaftliche Kultur, die Salons, mußte man in Leipzig suchen. Vergnügungen und Genußsucht hatten hier wie dort eine Heimstätte — Assembleen, Konzerte, Bälle, Spazierfahrten, Réunions gab es in Fülle — in Leipzig aber trugen sie einen intimeren Charakter, herrschten in ihrem Rahmen wohlgebildetere Sitten. Das bewirkte hauptsächlich die Universität, die nicht nur eine Schule für Gelehrsamkeit, sondern auch eine Bildungsanstalt für Kavaliere war. Student und Kavalier galt hier eins. Welch ein Gegensatz zwischen dem

raufluſtigen jenenſer Studenten, der immer gleich die Klinge bei der Hand hatte, und dem Leipziger Elegant! Zachariä, auch einer von jenen jungen Poeten, deren Muſe im galanten Leipzig zu Hauſe war, hat ihm im „Renommiſt" ein Denkmal geſetzt.

„So ſtellte ſich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar,
Es rauſchte Weſt' und Rock, es duftete das Haar,
Und um ihn her goß ſich in ſüßer Atmoſphäre
Lawendel und Jasmin der ſchönen Welt zu Ehre."

Das Studententum färbte auf die übrige Bevölkerung ab. Der Bourgeois ſtrebte nicht minder als die Herren der Univerſität nach Lebensart und geſellſchaftlichem Schliff. Alle, die nach Leipzig kamen, waren entzückt über die Artigkeit, Zuvorkommenheit und Geſelligkeit, die hier herrſchten. „Man ſagt ſonſt im Sprichworte: Es iſt nur ein Leipzig in der Welt; und dieſes trifft auch vollkommen ein" berichtet der „Neugierige Paſſagier, auf Reiſen durch die vornehmſten und merkwürdigſten Städte in Deutſchland und den Niederlanden". So verdiente Leipzig mit gewiſſer Berechtigung den Namen eines Klein-Paris, denn wo hätte man ſonſt um jene Zeit in Deutſchland zierlichen Anſtand und „urbanité" finden können, wenn nicht in dieſer Stadt? Selbſt in Sachen des Geſchmacks und der Mode nahm man ſich Leipzig zum Vorbild. Zachariä hat die Leipziger Mode ſehr treffend in dem oben erwähnten Gedicht charakteriſiert:

„. . . . Schön und ſicher zu gefallen,
War ſie nicht allzu ſteif und auch nicht allzu frei,

War stets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu;
Französisch halb, halb deutsch; beglückt in ihren Wahlen
Und eine Pythia von den Provinzialen."

„War stets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu" — das traf nicht nur auf die Mode zu, das hatte überhaupt Geltung für die Leipziger. Alles mußten sie nachahmen, aber mit einer gewissen Nüance, damit nicht etwa gesagt werden konnte, sie seien blinde Sklaven des französischen Geschmacks. So eiferten sie auch den feineren Formen der französischen Geselligkeit nach, doch — wie wir sehen werden — mit einem kleinen Zusatz selbständiger Originalität, die sich allerdings etwas verschroben ausnahm. Paris hatte seine literarischen Salons —, warum sollte sie Leipzig nicht auch haben? Die „Deutsche Gesellschaft", die ja dazu begründet war, poetische Produktion zu pflegen, zählte unter ihren Mitgliedern eine ganze Anzahl würdiger Männer, die sich zur Jüngerschaft Apolls berufen fühlten, und die genügend Charme und Esprit zu besitzen glaubten, um mit ihren französischen Kollegen im Salongespräch wetteifern zu können. In der Vereinigung selbst bot sich für Causerie, Versgeplauder, gegenseitige Unterhaltung und Geselligkeit keine Gelegenheit, am wenigsten, als Gottsched ihr Szepter übernahm und ihren ernsten wissenschaftlichen Zweck scharf zu betonen begann. Außerdem fehlte es ihr doch vor allem an der holden Weiblichkeit, die dem Salon unentbehrlich ist, und die ihm den notwendigen anmutigen Reiz verleiht. Erst im Jahre 1730 wagte man es, Frau Christiane Marianne von Ziegler geb. Romanus, Leipzigs Sappho,

„in Ansehung ihrer ans Licht gestellten Verdienste durch einhellige Wahl" die Mitgliedschaft anzubieten, die sie nach einigem koketten Schwanken annahm. Sie mochte wohl fühlen, daß ihre weibliche Beredsamkeit und gesellschaftlichen Talente hier im Rahmen eines nüchternen wissenschaftlichen Vereins nicht recht zur Geltung gelangen konnten, und so eröffnete sie bald darauf in ihrem Hause einen Salon. Es war der erste deutsche Salon von Bedeutung.

Sie selbst schien sich für die Rolle einer Salonfürstin anfangs gut zu eignen. Sie war eine charmante Frau, die Männer anzuziehen und zu fesseln verstand. Gottsched befand sich gleichfalls unter ihrem Banner. In einer Ode, die wahrscheinlich ihn zum Verfasser hat, wird sie, überschwänglich als zehnte Muse gefeiert:

„Ja, wenn auch ihre Zahl auf Erden
Noch über neune steigen soll,
So wirst du ganz gewiß die zehnde müssen werden."

Die Lobeshymnen, die der Zieglerin anläßlich ihrer Dichterkrönung zuflossen, füllen einen ganzen Band, den einer ihrer schwärmerischsten Verehrer, der junge Jacob Friedrich Lamprecht, der erst ein begeisterter Anhänger, später ein grimmiger Widersacher des Leipziger Literaturpapstes war, im Jahre 1754, kurz vor seinem Fortgang in seine Vaterstadt Hamburg, ihr huldvollst überreichte.

In dem Salon der Zieglerin verkehrten natürlich in erster Linie die Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft": der eben erwähnte Lamprecht, Diktator Gottsched, sein eifriger Gefolgsmann der Professor der Philosophie

Johann Friedrich May, ein Mann von heiterer Lebensart, Wolf Balthasar von Stimwehr, der spätere Begründer der „Göttinger gelehrten Anzeigen", ein witziger Kopf und vollendeter Kavalier, und viele andere, deren Namen als Poeten seinerzeit einen guten Klang hatten, deren dichterische Leistungen jedoch längst in den Abgrund der Vergessenheit versunken sind, oder auf dem Piedestal der Lächerlichkeit thronen.

Im Salon der Zieglerin herrschte ein leichter, scherzhafter Ton. Die Gäste gehörten ja auch meist der sogen. „scherzenden Gesellschaft" an, die sich aus einigen Auserwählten der „Deutschen Gesellschaft" zusammensetzte. Sie nahmen sich den Satiriker Liscow zum Vorbild und begründeten sogar ein eigenes Organ unter dem Namen: „Neufränkische Zeitungen von gelehrten Sachen", worin „alle die sinnreichen Einfälle der heutigen Gelehrten, die in anderen Zeitungen nicht Raum haben, der galanten Welt zur Belustigung" vorgesetzt wurden. Bei der Zieglerin wurden diese „sottises galantes", die aktuelle Fragen, Sprachmängel, die Oper, den Harlekin, auch einzelne Persönlichkeiten satirisch bespöttelten, ausgeheckt, zum mindesten jedoch angeregt. So gewann der literarische Salon der Zieglerin für Leipzig und die Leipziger — die gewiß schon damals jeden satirischen Humor wie einen Todfeind bekämpften — eine höchst gefährliche Macht. Es läßt sich denken, daß viele, namentlich solche, die unter dem Spott zu leiden hatten, über die Zieglerin keine sonderlich freundlichen Meinungen verbreiteten. Diesen zürnenden Klein-Parisern konnte darum nichts gelegeneres

kommen, als ein Skandal, in dem der Salon Ziegler die Hauptrolle spielte, ein Skandal, der im Grunde genommen gar nicht so schlimm war, aber mächtig aufgebauscht wurde und über die Grenzen der Stadt von sich reden machte. Veranlassung dazu gab ein Professor namens Philippi, nach dem Urteil von Frau Adelgunde Gottsched ein „Phantast mit verwirrtem Gehirn". Sein Verbrechen bestand darin, daß er auf die Tochter eines reichen Leipziger Bankiers spekulierte und die Zieglerin als Heiratsvermittlerin benutzte. Die Sache kam heraus und wirbelte Staub auf. Liscow hatte sich hineingemischt und die Angelegenheit in den „sottises champêtres" der Öffentlichkeit preisgegeben. Philippi wurde von allen Seiten angegriffen. Er wehrte sich jedoch tapfer seiner Haut und schleuderte seinen Gegnern noch derbere Sottisen als jene ihm an den Kopf. Der Kampf nahm immer heftigere Formen an. Die Anhänger der Zieglerin fochten eifrig für ihre Sappho. Der Salon war die Werkstätte, wo die „vernichtenden Bomben" verfertigt wurden. In den Ruhepausen trat die Ausgelassenheit ans Ruder: es wurde geschmaust, gescherzt, gelacht und allen Dimensionen der Heiterkeit gefrönt. Aber die Zieglerin saß doch schon zu tief im Gerede. Besonders die Leipziger Damen regten sich nach allen Kräften auf. Die Zieglerin konnte nichts als einen literarischen Stoßseufzer ausstoßen:

„Zwar ärgert mein Geschlecht sich wohl nicht wenig dran:
Es sieht mich statt des Danks mit schelen Augen an."

Als eifrige Frauenrechtlerin hatte sie von ihren Ge-

schlechtsgenossinnen Dank, zum mindesten Anerkennung erwartet. Aber diese schienen ihre Emanzipationsbestrebungen wenig zu schätzen. Sie muß jedenfalls in dem denkbar schlechtesten Ruf gestanden haben, denn als man später der Gottschedin die Mitgliedschaft der der „Deutschen Gesellschaft" antrug, erwiderte sie: „Ehe ††† (die Ziegler) drinnen war, wäre mir die Ehre zu groß gewesen, jetzt ist sie mir zu klein".

* * *

Der Salon der Zieglerin hatte seine Rolle ausgespielt. Ein vielumstrittener, in mancher Hinsicht merkwürdiger Sammelpunkt literaturbeflissener Geister war aus dem gesellschaftlichen Leben Leipzigs verschwunden. Die Literaten mußten sich nach einem neuen Schauplatz umsehen, auf dem sich ihre dichterischen und wissenschaftlichen Neigungen in Mußestunden nach Herzenslust tummeln konnten. Vorderhand war er nicht zu entdecken. Es fehlte die Frau, die es vermocht hätte, eine solche Stätte mit Geist und Anmut zu beherrschen. Aller Hoffnung richtete sich darum auf die Jungfer Luise Adelgunde Victoria Kulmus in Danzig, die der Senior der „Deutschen Gesellschaft" sich zur Gattin erkor. Sie, der ein großer Dichterruf vorausging, die ihrer poetischen Geschicklichkeit wegen den Beifall der Herzogin von Kurland gefunden hatte, sie würde vielleicht die geeignete sein.

Nie ist eine Frau ehrenvoller empfangen worden, als die Gottschedin bei ihrem Einzug in Leipzig. Schon

Johann Christoph Gottsched

Stich von Bernigroth nach Reiff

Luise Adelgunde Victoria Gottsched

Stich von Bernigroth nach Hausmann

bei ihrer Ankunft regnete es förmlich Oden zu ihrer Verherrlichung. Der lustige May begrüßte sie im Namen der „Deutschen Gesellschaft" mit einer überschwänglichen Tirade, in der ihre Tugenden marktschreierisch gepriesen wurden. Die deutsche Rednergesellschaft brachte dem neugebackenen Ehemann einen schwülstigen Glückwunsch dar, in dem es hieß: „Der Ruff von den schönen Eigenschaften Dero geliebten Braut, ist schon zu uns gekommen, ehe wir Dieselbe bey uns zu sehen vermuthet haben. Sie kömmt nun zu uns, nicht als zu Fremden, und denen, die sie nicht kenneten; sondern zu denen, die so wohl, als ihre Landsleute und bekannte Freunde, zu erzählen wissen, was Natur, Unterricht und Fleiß an Ihrem Verstande und Willen gethan hat." Eine Freundin edler Musen Anna Hellena Volkmanninn, geb. Welfermanninn" schilderte die Freude, die ihr Erscheinen in der Lindenstadt hervorrief:

„Denn mein Leipzig liebt die Seelen, die nicht niederträchtig sind,
Und bei denen man die Gaben einer klugen Kul . . .
findt."

Lamprecht machte seinem übervollen Herzen in einer langen Alexandrinerreihe Luft und Amaranthes — im bürgerlichen Leben hieß er Gottlieb Siegmund Corvinus und war seines Amtes Advokat — sang den „gelehrten Zwey" eine zwölfstrophige Ode entgegen, die mit den Versen schloß:

„Brich, Hesper! diesmal zeitig an;
Beflügelt euch! ihr braunen Schatten!

Damit nunmehr mein Gottsched kann
Sich mit Louisens Anmuth gatten.
Ihr Amoretten! eilt herbey!
Wißt, daß es hohe Zeit schon sey
Zur Lagerstatt sie zu begleiten.
Jetzt öffnet sich das Schlafgemach;
Schleicht, Musen! still und leise nach
Und wiegt sie ein mit euren Seyten."

So herzlich und freudig bewillkommet, mußte es der Gottschedin in der Tat nicht schwer fallen, sich eine gesellschaftliche Position in Leipzig zu erringen. Es fragte sich nur, ob diese Stellung auch eine ehrenvolle war, denn nach den Schilderungen des eifrigen Gefolgsmannes ihres Gatten, Johann Joachim Schwabe, scheint der Leipziger gesellschaftliche Ton keineswegs der Frau Professor Gottsched angemessen gewesen zu sein. „Unsere Gesellschaften müssen Ihnen ganz ekelhaft werden" schreibt der Herausgeber der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" an sie in einem Geburtstagsbriefe. „Alles, was wir darinnen vornehmen, muß Ihnen unerträglich fallen. Sie haben Ihren Verstand aufgeklärt; Sie wissen das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; Sie sind von Vorurteilen frey; Sie erkennen den innerlichen Wert einer jeden Sache; und verstehen tausenderley, daran in unsern Zusammenkünften nie kann gedacht werden. Wir sprechen von Kleinigkeiten aus unserer Haushaltung; wir lachen bey den Erzählungen von der Kurzweil unseres Hündchens mit der Katze; wir reden von der Kleidung, und dem Aufputze, womit ein paar junge Leute Gevatter gestanden;

wir sagen einander, was in den Häusern unserer Nachbarn heimlich vorgeht; wir sehen die Venus für einen Cometen an, und prophezeien daraus den Einfall der Türken; wir entdecken, daß sich die Welt umgekehrt, weil wir einen so gelinden Winter gehabt haben; lauter Überraschungen, welche Sie ohne Verdruß nicht anhören können ... Wir sprechen mit Ihnen von dem fremden Herrn in der Weste von Drap d'or und den haben Sie nicht gesehen. Wir erzählen Ihnen von dem Frauenzimmer, welches die meisten Anbether hat; und das kennen Sie nicht. Wir versichern Sie von der Erscheinung eines grauen Männchens bey Halle; und das glauben Sie nicht. Wir scherzen natürlich und frey; und das gefällt Ihnen nicht. Wir jagen einander über Tische und Bänke; und das wollen Sie nicht. Was für Lust können Sie nur in Gesellschaften haben?"

Schwabe hatte nicht Unrecht — in der sog. guten Leipziger Gesellschaft konnte eine so kluge und gebildete Frau wie die Gottschedin sich nicht heimisch fühlen. Der Ton ihres Wesens war auf eine andere, höhere Form der Geselligkeit gestimmt. Der Salon, den sie ins Leben rief, vermochte sich nicht mit seichtem Geplauder und oberflächlichem Unterhaltungsstoff zu begnügen. Er sollte größeren Zwecken dienen. Vor allem stellte er sich die Aufgabe, französischen Esprit und französische Umgangsformen nicht einfach nachzuahmen, sondern sie ins Deutsche zu übertragen. Hier sollte der „galant homme" herangebildet werden, aber kein affektierter Stutzer, der in Dutzenden von Exemplaren in den Straßen von Klein-Paris herumlief, der à la Mode gekleidet ging,

zu tanzen und zu reiten verstand, das Florett geschickt führte, im L'hombre-, Pikett- und Billardspiel seinen Meister stellte und das Französische wie ein Franzose parlierte, sondern als ein artiger junger Mann, der es den Damen gegenüber an der notwendigen Höflichkeit nicht fehlen ließ, über wirkliche Bildung verfügte und natürlich auch weiße Wäsche trug. So mußte der Cortegiano Gottscheds beschaffen sein.

Kein Wunder, daß die Jugend den Salon der Gottschedin ganz besonders frequentierte. Von der liebenswürdigen, geistreichen und anregenden Frau ließ sie sich gern in der Kunst der feinen Lebensführung unterweisen. Ihren klugen Worten entsprossen zarte Blumen, an deren Duft manches schwärmerische Jünglingsherz sich berauschte. Ihre anmutige Unterhaltung, ihr Witz, ihre Schlagfertigkeit, ihr kluges Häuslichsein zog jeden, der ihre Gastfreundschaft genoß, in den Bann. Fürstlichkeiten, Diplomaten, Adlige ließen während ihrer Anwesenheit in Leipzig die Gelegenheit nicht vorübergehen, in Louise Adelgundens Salon ein Plauderstündchen mit ihr zu verbringen.

Der übliche Kavalier kam im Hause der Gottschedin nicht auf seine Kosten. Denn hier wurde weder geklatscht, noch geflirtet noch gespielt. Das Kartenspiel, „der Abgott schwacher Sinnen", wie Gottsched es zu nennen pflegte, war in seinem Hause verpönt. Seine Frau wollte es nur, wie Frau von Sevigné, zum Zusehen, aber nicht zum Mitspielen erlernen. Ob sie bei den gestrengen Ansichten ihres Herrn Gemahls das Kartenspiel überhaupt erlernt hat? Dagegen wurde

der Musik aufmerksame Beachtung geschenkt. Eine erhaltene Kantate zeigt sogar, daß die Gottschedin sich als Komponistin betätigt hat. Krebs, ein Schüler Bachs, war ihr behilflich gewesen, sie in die Geheimnisse der Kompositionslehre einzuführen. Hauptgesprächsthema bildeten immer Literatur und Theater. Sehr richtig bemerkt Gleichen Rußwurm: „Dieses Haus lebte nur in literarischen Erfolgen und Fehden". Aber Ernst und Scherz wechselten wohltuend miteinander ab. Bekannt sind jene witzigen Gratulationsansprachen, mit denen die Freunde und Freundinnen aus dem Gottschedischen Kreise an den Geburts- und Namenstagen sich gegenseitig beschenkten. In dem „Ehrenmaale", das Gottsched seiner verstorbenen Gattin errichtet hat, befinden sich eine ganze Anzahl solcher „Gedichte, womit die Wohlselige bey ihrem Leben beehret worden". Corvinus, der sich stets durch witzige Einfälle auszeichnete, die unter dem Namen „Corvinereyen" Stadtberühmtheit erlangt hatten, wurde einmal von der Gottschedin zur Zielscheibe eines Ulkes gemacht. Zu seinem Jahrestag hatte sie aus seinen schwülstigen Reden allerlei seltsame Einfälle, Ausdrücke und Redensarten ausgewählt und sie zu einer parodistischen Rede vereint, die sie zum Gaudium aller Anwesenden der Gesellschaft zum Besten gab. Der arme Corvinus war anfangs ein wenig bestürzt, denn er wußte nicht recht, ob es eine Verspottung oder Ehrung sein sollte. Er entschied sich aber schließlich für das letztere.

Gottsched selbst spielte bei diesen Salonzusammenkünften eine etwas komische Figur. Seine hünenhafte Ge-

ſtalt, die ſteife Grazie ſeiner Bewegungen, die geſpreizte Würde, die er meiſt zur Schau trug, und die vielen kleinen Etiketten-Äußerlichkeiten, die er ſich angeeignet hatte, harmonierten nicht gerade glücklich miteinander. Der berühmte Literat ähnelte auffallend einem grobſchlächtigen Rieſen, den man zum Scherz in Kniehoſen und Atlasſchuhe geſteckt und dem man eine Perücke aufs Haupt geſtülpt hat. An der Seite von Frau Louiſe Adelgunde nahm er ſich aus wie ein plumper Bär neben einem geſchmeidigen Wieſel. Manches Studentlein, das ſich der großen Ehre erfreute, die geheiligten Hallen des feierlichen Mannes betreten zu dürfen, mag im geheimen oder im Freundeskreiſe häufig über dieſe „gelehrten Zwey" Gloſſen gemacht haben. Er war ſchon damals das lächerliche Original, das dreißig Jahre ſpäter den Spott des jungen Goethe herausforderte.

„Gottſched ein Mann ſo groß alß wär er vom alten Geſchlechte
Jenes, der zu Gath im Lande der Philiſter gebohren,
Zu der Kinder Iſraels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja ſo ſieht er aus und ſeines Cörperbaus Größe
Iſt, er ſprach es ſelbſt, ſechs ganze Pariſiſche Schue.
— — — — — — — — — — — — —
Es iſt ſein Fürtrag gut, und ſeine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch ſteht er gleich den Rieſen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er ſtets prahlend ſpricht."

Verwunderlich iſt es bloß, daß die Gottſchedin trotz

der großen Arbeitslast, die der Herr Gemahl ihr aufbürdete, für die Pflege der Geselligkeit überhaupt Zeit gewann. Was mußte sie nicht alles für ihn tun? An Wörterbüchern mitarbeiten, zierliche verschnörkelte Titel auf Schweinsledereinbände malen, Bücherkataloge zusammenstellen, die Korrespondenz erledigen, Briefe kopieren, Stücke übersetzen, selbst Stücke schreiben, kurzum es gab kaum eine literarische Beschäftigung, der sie sich nicht hätte widmen müssen. „Achtundzwanzig Jahre ununterbrochen Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen", — so charakterisiert sie selbst ihre Ehe, die sich von einem Martyrium kaum unterschieden hat. Welch' eine Überwindung muß es dieser Frau gekostet haben, welche heroische Selbstzucht muß sie besessen haben, um äußerlich ihr Leiden nicht durchblicken zu lassen und stets heiter, anregend und unterhaltend sich zu geben! Nur um ihretwillen besuchte man den Salon Gottsched. Ihr Gatte wurde gefürchtet, aber nicht geliebt. Welchen geringen Anziehungspunkt er selbst bildete, — das zeigte sich recht nach dem Tode seiner Frau. Seitdem blieb es still in seinem Hause. Obwohl er einst in einer schwachen Stunde Luise Adelgunde gelobt hatte

„Ich kann und will dich nicht vergessen,
Du hast mein ganzes Herz besessen,
Hinfort besitzt es keine mehr"

führte der sangesfrohe Orpheus als betagter Mann doch noch eine Eurydice ins Haus, die Jungfer Neu-

eneß, er, ein Fünfundsechzigjähriger, eine Neunzehnjährige. „Er hat wieder geheurathet, der alte Bock" berichtet Goethe lakonisch an Johann Jacob Riese. „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um." — So war mit der Gottschedin der gute Genius geschieden, der dem geselligen Leben Leipzigs einen so charakteristischen Zug verliehen hatte.

Madame Geoffrin

Nach einem Kohledruck
von Braun & Co., Dornach i. Elsaß

Bildnis von
Jean Baptiste Simeon Chardin

Das Königreich in der Rue Saint-Honoré.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand der Salon in vollster Blüte. Die stadtflüchtige Geselligkeit, des ländlichen Idylls überdrüssig, — und das zu einer Zeit, da Rousseau sich rüstete, auf den Plan zu treten — suchte ihren Tummelplatz wieder in Paris. Wer damals als illüstrer Fremdling nach der französischen Residenz kam, brauchte über Mangel an Unterhaltung nicht zu klagen. Überall öffneten sich ihm die Tore irgendeines Salons, überall fand er gastliche Aufnahme. Einige Schwierigkeit bereitete ihm nur die Wahl, denn obschon jeder Salon mindestens einen bestimmten Tag in der Woche in Beschlag nahm, gab es doch ihrer so viele, daß ein Monat nicht ausgereicht hätte, sich allen zu widmen.

Rauschende Pracht und Geselligkeit großen Stils durchflutete Montags den Salon des Temple, wo die reizende Geliebte des Prinzen von Conti, die Gräfin Boufflers, die Honneurs machte. Bis zu hundertundfünfzig Personen aus den höchsten Ständen waren hier zuweilen versammelt, um mit der klugen und liebens-

würdigen Dame des Hauses, deren Jugend nie verwelken wollte, ein paar fröhliche Stunden zu verbringen. Glücklich der Gast, dem sie ihr holdes Lächeln schenkte; er fand sich für den ganzen Abend reichlich belohnt und fühlte kein Bedürfnis mehr nach anderer Unterhaltung. Vielleicht verzichtete er auch im stillen gern auf die musikalischen Genüsse, die unter der Regie des Prinzen standen, bei denen Jélyotte seine herrliche Stimme ertönen ließ und die kleine Schwiegertochter der Gräfin Amélie ihre entzückenden Lieder zur Harfe sang. So bezaubernd war dieses Lächeln, daß es alles andere in Vergessenheit tauchte, daß Jünglinge und Mädchen darnach haschten, als wäre es ein kostbares Kleinod, ein Talisman der Lebensfreude.

Sie besaß eine Nebenbuhlerin, diese von jung und alt gleich vergötterte Muse des Temple, eine Nebenbuhlerin ihres eigenen Namens. Es war die Herzogin von Boufflers, eine geborene Neufville-Villeroi, die jedoch erst als Marschallin von Luxembourg der hübschen Gräfin zur gefährlichen Konkurrenz wurde. Einst hatte sie zu den gefeierten Damen der Regentschaft gehört, und ein Chanson war damals von Mund zu Mund gegangen:

Quand Boufflers parut à la cour
On crut voir la mère de l'amour.
Chacun s'empressait de lui plaire,
Et chacun voulut l'avoir à son tour.

Nun residierte sie in Paris wie eine Königin und veranstaltete wöchentlich zwei Soupers, zu denen nur die beste Gesellschaft eingeladen wurde, denn die Marschallin

wachte sorgsam über Takt und Sitte und rügte Verstöße dagegen mit unnachsichtlicher Strenge. So kam es, daß sich in ihrem Salon jenes Frankreich bildete und gestaltete, das nach der Meinung der unübertrefflichen Schilderer dieser Welt, der beiden Brüder Goncourt, „so stolz auf sich, auf eine so vollendete Grazie, auf eine so seltene Eleganz war, das höfliche Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, — eine soziale Welt, die bis 1789 über ganz Europa schweben sollte, gleichsam das Vaterland des Geschmackes aller Staaten, gleichsam die Schule der Sitten aller Nationen, gleichsam das Muster der menschlichen Gebräuche."

Nicht so exklusiv war der Salon eines Finanzmannes, des Herrn de la Popelinière, wo gleichfalls eine reizende Muse, der Voltaire den Namen Polymnia verliehen hat, durch ihre gesellschaftlichen Talente glänzte: Mademoiselle Deshayes, die Tochter einer Schauspielerin, die der reiche Popelinière schließlich, nachdem sie zwölf Jahre lang seine Maitresse gewesen war, auf Veranlassung des Kardinals Fleury heiraten mußte. Geschickt wußte sie ihr kleines Reich zu einem graziösen Paradies der Geselligkeit auszugestalten, das überhaupt keine Unterbrechung kannte, das alle Zerstreuungen bot, welche die Sehnsucht der vornehmen Welt umschloß: Soupers, Theateraufführungen, Premièren, Schriftstellervorlesungen, Konzerte, Balletdivertissements und Bälle. Das Haus glich einem Taubenschlag: vom Morgen bis zum Abend flogen die Gäste aus und ein, bald um einer musikalischen Messe von Gossec bei-

zuwohnen, bald um dem Geigenspiel Mondonvilles zu lauschen, bald um die raffinierten Tanzarrangements des Ballettmeisters Deshayes zu bewundern, bald auch nur, um mit der hübschen Gastgeberin zu plaudern. Dieses bunte Gewoge erlitt eines Tags eine Stockung, als es plötzlich hieß, Herr de la Popelinière habe seine liebreizende Gattin aus dem Hause gejagt. Der Sündenbock war nicht weit zu suchen — er hieß Richelieu. So hatte auch diese charmante Frau den Liebesfesseln des berüchtigten Don Juan nicht zu widerstehen vermocht und war den Weg so vieler Damen ihrer Zeit gegangen. La Popelinière beabsichtigte durchaus nicht seinen Salon in ein Kloster umzuwandeln. Er heiratete bald darauf Mademoiselle de Mondran in der stillen Hoffnung, sie würde den Glanz seines Hauses weiterhin erhalten. Aber Mademoiselle de Mondran war nicht Madame Popelinière. Seit dieser Kobold verschwunden war, hatte der Salon in Passy seine Anziehungskraft verloren, gehörte er nur noch zu den Erinnerungen, die man ungern vergißt.

Und noch eine Reihe anderer Salons machten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von sich reden. Die Goncourts haben sie alle sorgfältig aufgezeichnet und charakterisiert. Da war der Salon der Marschallin von Beauveau, der nicht minder als der Salon der Marschallin von Luxembourg für eine Schule des eleganten Tones angesehen wurde, ja, vielleicht mehr noch als jener durch die ungezwungene Vornehmheit seiner Manieren auffiel; da war der durch Festesfreuden und Belustigungen aller Art berühmte Salon der Herzogin

von Villeroi, der sich mit seinem Aufwand an Luxus dem des Herrn La Popelinière getrost an die Seite stellen konnte; da waren die glanzvollen Soupers der Madame Filleul oder die Bälle der Gräfin von Sassenage oder die Konzerte der Gräfin von Houdetot; kurzum eine erdrückende Fülle von Geselligkeit lastete damals auf Paris, das der geistreiche Abbé Galiani mit Recht als das „Café" Europas bezeichnete.

Dann gab es aber auch noch jene Salons, an denen die Goncourts merkwürdigerweise vorübergehen, Salons, wo die Geselligkeit nicht um ihrer selbst willen gepflegt wurde, sondern wo sie höheren Zwecken diente, Salons, denen nur ein Ziel vorschwebte — Wissenschaft und Kunst zu fördern, und die nur ein Mittel der Unterhaltung anerkannten: esprit. Auch an solchen literarischen Salons war das Zeitalter des Rokoko überreich. Sie blühten bald in der ländlichen Stille irgendeines weltentlegenen Schlößchens, wie zum Beispiel in Cirey, bald in der Einsamkeit eines Klosters, wohin zuweilen alternde Mondainen wie Madame du Deffand ihren Salon verlegten, um ungestört aus einer gewissen Distanz den Gang der Ereignisse zu beobachten und zu kritisieren, bald im Zentrum der lärmenden und brausenden Stadt — Inseln beschaulichen Sinnens und Betrachtens inmitten des stürmischen Meeres der Weltbegebenheiten. In ihnen pflanzte sich die Tradition des Hôtel de Rambouillet fort; sie bildeten die Stätten, die das eigentlich Wertvolle und Bedeutende in Kunst und Wissenschaft gestalten halfen; sie stellten die Arena

vor, in der die großen Geister vor einem Publikum ausgezeichneter Frauen ihr Können aneinander maßen; sie waren das Gewissen ihrer Zeit.

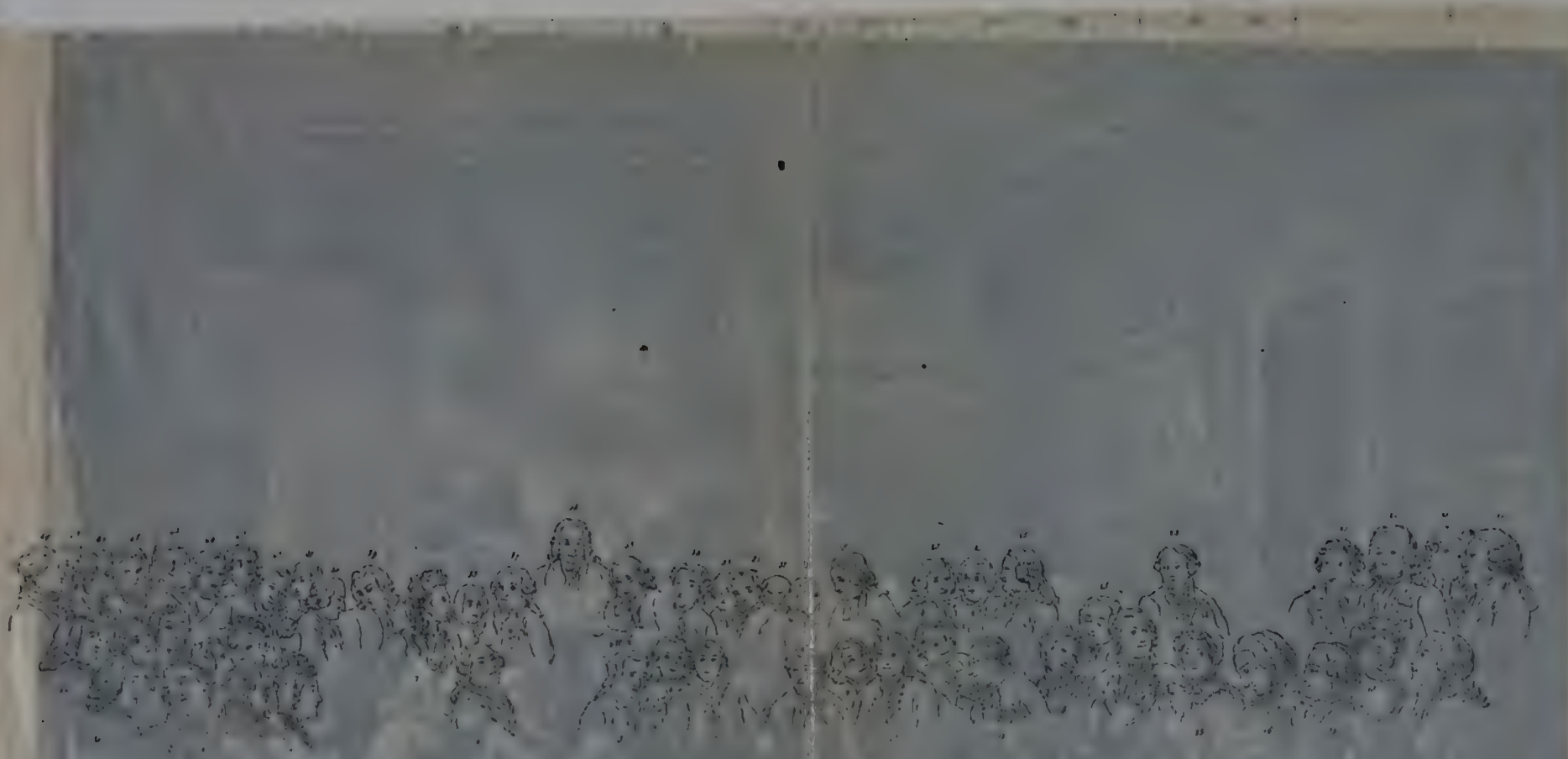
* * *

Die berühmten literarischen Salons des Rokoko gleichen einer fortlaufenden Kette: einer greift über in den andern, richtiger gesagt, übernimmt die Erbschaft seines Vorgängers und bildet sich auf seiner Basis weiter. Geht man zurück bis in die Anfänge des Jahrhunderts, so ist es der Salon der Marquise de Lambert, der in der Zeit der Regentschaft, in dem wirren Taumel rauschender Vergnügungen, das Banner gediegener Unterhaltung in aller Stille hochhält. Hier gelangte der Popularisator Fontenelle zu Ansehen, hier machte der Geschichtsschreiber Montesquieu unter Aufsicht von Madame du Deffand seine ersten schüchternen Konversationsversuche, und hier entfesselte sich bei den Dienstagszusammenkünften zwischen Houdard de la Motte und Madame Dacier ein heftiger Streit um Homer, der erst bei einem Champagnersouper im Restaurant Valincour ein versöhnliches Ende nahm. Als die Marquise starb, wurde die Madame de Tencin ihre Nachfolgerin und leitete die Geschicke der Literatur mit viel Erfolg bis zum Jahre 1749. Marivaux, Fontenelle, Montesquieu, die getreuesten Anhänger der Verstorbenen gingen zu ihr über in de Rue Saint-Honoré, wohin sie ihren Salon verpflanzte. Die kluge, als Charakter nicht sonderlich rühmenswerte Frau zog alle heran, die durch Talent oder Geist sich auszeichneten. Sogar Ausländer

von Namen wie Horaz Walpole, der Sohn des großen englischen Staatsmannes und Ministers, für den die siebzigjährige Marquise du Deffand nachher so leidenschaftlich entbrannte, oder ein Weltmann wie Lord Chesterfield, dessen lebenskluge Briefe an seinen Sohn noch heute eine lesenswerte Lektüre bilden, verkehrten bei Madame de Tencin und trugen den Ruhm dieses literarischen Salons hinaus in die Fremde, wo man bald über ihn wie von einem Heiligtum sprach. Aber auch für Madame de Tencin schlug die Stunde, in der sie ihr Renommée einer andern abtreten mußte. Und diese andere war ihre Freundin Marie Therese Rodet, die Witwe eines reichen Spiegelfabrikanten namens Geoffrin, die einst behauptet hatte, daß sie zu Madame de Tencin gekommen sei, um zu sehen, „was sie von ihrem Inventar erben" könnte. So selbstverständlich erschien allen diese Erbschaft, daß es nicht verwundern kann, wenn der alte Fontenelle, der nun schon zwei große literarische Salons erwachen und erlöschen gesehen hatte, bei der Nachricht vom Tode der Madame de Tencin gelassen sagte: „Wohlan! So werde ich von jetzt ab Dienstags bei Madame Geoffrin speisen!" Und hinfort wanderte er zu der Bourgeoise Geoffrin, die ihren Salon in derselben Straße, nur wenige Häuser entfernt vom Hause Tencin eröffnete.

Debucourt hat einen Stich hinterlassen, der ein anschauliches Bild von der Beschäftigung und den Menschen dieses Salons entwirft. Man sieht in ein helles geräumiges Zimmer, das sich durch keine übermäßige Eleganz auszeichnet. Das Parkett ist fein getäfelt und

aus bunten Hölzern zusammengesetzt. An den Wänden hängen Landschaften, wie sie Claude Lorrain oder Nicolas Poussin gemalt haben könnte, Genrebilder im Stile Lancrets, Porträte und einige allegorische Darstellungen. In der Mitte zwischen beiden Türen steht die Büste Voltaires. Zu ihren Seiten hat sich halbkreisförmig die ganze Gesellschaft gruppiert. Vornehme Intimität hält sie zusammen. Die Aufmerksamkeit der meisten ist auf den Tisch in der Mitte des Zimmers gerichtet, wo der berühmte Schauspieler Le Kain eben eine Szene aus Voltaires „Orpheline de la chine" vorträgt. Der Eindruck seiner Worte malt sich auf den Gesichtern der Zuhörer verschieden, bei dem einen löst er Freude des Genusses aus, bei dem andern kühle abwägende Kritik. Vorn in der ersten Reihe sitzt eine Dame mittleren Alters. Ein Spitzenhäubchen umschließt ihr rundliches Gesicht, aus dem nur die Nase scharf hervortritt. Man kann es nicht als schön bezeichnen, aber es sprechen daraus vornehme Gesinnung, Milde und Güte, welche durch die ausdrucksvollen Augen noch verstärkt werden. Etwas Mütterliches liegt in ihrem ganzen Wesen. Es ist „maman", wie der nachmalige Polenkönig Poniatowski sie getauft hat, es ist sie selbst, die freundliche Herrin des Hauses: Madame Geoffrin. Sinnend gleiten ihre Blicke durch das Zimmer. Fast glaubt man, sie hörte garnicht auf die Lektüre hin. Und doch sieht und hört sie alles. Sie weiß, daß sie ihre schiedsrichterlichen Fähigkeiten bald zur Geltung bringen muß, sobald Le Kain seine Vorlesung beendet hat. Dann wird sich der Streit der Meinungen entfesseln und dann wird ihr gewohntes



Erläuterungsblatt.

1. Der Naturforscher Buffon.
2. Julie de Lespinasse.
3. Die Schauspielerin Clairon.
4. Der Schauspieler Le Kain.
5. Der Philosoph d'Alembert.
6. Der Maler Carle Vanloo.
7. Der Philosoph Helvétius.
8. Der Schriftsteller Duclos.
9. Der Schriftsteller Piron.
10. Der Romanschriftsteller Crébillon.
11. Der Abbé von Bernis.
12. Der Herzog von Nivernois.
13. Die Herzogin von Anville.
14. Der Prinz von Conti.
15. Madame Geoffrin.
16. Der Schriftsteller Fontenelle.
17. Der Maler Joseph Vernet.
18. Die Gräfin von Houdetot.
19. Der Philosoph Montesquieu.
20. Der Mathematiker Clairaut.
21. Daguesseau.
22. Mauran.
23. Der Mathematiker Maupertuis.
24. Der Marschall von Richelieu.
25. Der Minister Malesherbes.
26. Der Nationalökonom Turgot.
27. Der Philosoph Diderot.
28. Der Nationalökonom Quesnay.
29. Der Abbé Barthélemy
30. Der Graf von Caylus.
31. Der Geograph Danville.
32. Der Architekt Sousflot.
33. Der Bildhauer Bouchardon.
34. Der Philosoph Saint Lambert.
35. Der Staatsmann d'Argental.
36. Die Büste Voltaires.
37. Der Herzog von Choiseul.
38. Der Präsident Hénault.
39. Der Komponist Rameau.
40. Der Philosoph Jean Jacques Rousseau.
41. Der Schriftsteller Raynal.
42. Der Mathematiker de la Condamine.
43. Der Schriftsteller Thomas.
44. Der Maler Vien.
45. Der Schriftsteller Marmontel.
46. Der Schriftsteller Marivaux.
47. Der Schriftsteller Gresset.
48. Der Mechaniker Vaucanson.
49. Der Bildhauer Pigalle.
50. Der Naturforscher Jussieu.
51. Der Naturforscher Daubenton.
52. Der Abbé von Condillac.
53. Frau von Graffigny.
54. Der Physiker Réaumur
55. Frau von Beaqe

Eine Soiree bei Madame Geoffrin im Jahre 1755

Stich von P. L. Debucourt

Eine Soiree bei Madame Geoffrin im Jahre 1755

Stich von P. L. Debucourt

Wort „Allons, voilà qui est bien“ zur rechten Zeit dazwischentreten und verhindern, daß die höfliche Grenze der Polemik überschritten wird. Denn darin besteht ihr großes Talent, das man mit Fug künstlerisch nennen kann, das Leben durch die Form zu meistern. Das verschafft ihr jenen Ruhm, der die Höfe von Warschau und Wien veranlaßt, sie wie eine Fürstin zu empfangen und mit Ehren zu überschütten, sie, die Bürgerin, die noch zu einem Stande gehört, den man in der großen Gesellschaft über die Achsel ansieht. — Und wer ist der alte Herr, der gebückt, die Hände im Schoß gefaltet, zu ihrer Linken sitzt, und den der Prinz von Conti, der den Ehrenplatz neben Madame einnimmt, so prüfend betrachtet, als wollte er sich überzeugen, ob seine Seele noch auf dieser Welt wohne? Es ist Fontenelle, der Hundertjährige. Wie ein Geist aus der Blütezeit des Barock weilt er hier unter den Kindern des Rokoko, das nun bald selbst zu Grabe geht, ein lebendiges Kapitel der Geschichte, das alle mit Ehrfurcht bewundern. Hinter seinem Rücken regt sich der Geist der Jugend: da plaudert leise die hübsche Gräfin von Houdetot, in die Rousseau so leidenschaftlich sich verlieben sollte, mit dem gesetzten Montesquieu, plaudert vielleicht über die unlängst erschienene „Defense“, welche die Gegner seiner berühmten Schrift „De l'Esprit des Lois“ so schnell zum Schweigen brachte, plaudert und ahnt nicht, daß sie ihn selbst in kurzer Zeit unter den Toten wird betrauern müssen, früher als Fontenelle, den Hundertjährigen, den Schüler vor dem Lehrer. An der Büste Voltaires, den Ellbogen auf das Postament gestützt,

lehnt d'Argental, der Freund des Dichters. Seine Gedanken gehen völlig in dem Stücke auf, das angenehme Erinnerungen in ihm zu erwecken scheint, Erinnerungen an Cirey und andere Stätten gemeinsamen Erlebens. Nicht weit von ihm ragt die hohe Gestalt Turgots empor, dem später die Rettung der Finanzen Frankreichs zufallen wird. Er steht zusammen mit Diderot und dem Nationalökonomen Quesnay, und es scheint, als ob die Vorlesung ihn wenig interessiere. Der gleiche Vorwurf trifft den rundlichen wohlgenährten Mann mit dem Vollmondgesicht, der, die Beine übereinander geschlagen, links vorn sich im Stuhle gravitätisch spreizt. Es ist Leclerc de Buffon. Er hat den Arm lässig auf die Stuhllehne gestützt und spricht über die Schulter hinweg mit dem Naturforscher Daubenton. Die schönrednerische Pose, die er in seinen Schriften zur Geltung zu bringen sucht, — hat er doch erst unlängst in seinen „Discours sur le style" behauptet, daß nur den stilistisch gutgeschriebenen Werken der Ruhm der Nachwelt winke — begleitet ihn auch durch das Leben, und er liebt es, eine gewisse Nonchalance zur Schau zu tragen, die ihn im Grunde genommen garnicht kleidet. Seine Nachbarin, die geistvolle Mademoiselle Lespinasse, bildet einen vollkommenen Gegensatz zu ihm. Sie fühlt sich im Salon noch nicht heimisch, denn erst seit kurzem hat sie die Stille der Provinz verlassen und ist zu ihrer Tante, der Marquise du Deffand, in das Josephskloster zu Paris übergesiedelt. Wie im Traume erscheint ihr alles, doch leicht empfänglich und schwärmerisch wie sie ist, lebt sie sich schnell in die neuen Verhält-

nisse ein und genießt vorläufig mit den Augen eines stummen Betrachters diese große Welt, in der ihr die Rolle einer Herrscherin vorbehalten sein soll. Manche bekannte Gesichter sieht sie, die ihr schon bei ihrer Tante begegnet sind — d'Alembert, Hénault, Turgot — aber noch eine Reihe fremder, mit denen sie allmählich Bekanntschaft schließt, und die dann später, als sie selbst einem Salon vorsteht, ihre Getreuen werden. Hier in diesem Salon begegnet sie allen, die Frankreich mit Stolz erfüllen; es fehlt keiner von Rang und Namen, welchen Berufes er auch sei.

Nur einen vermißt man auf dem Stiche Debucourts, einen, der doch die Seele dieses Salons war, ohne den man ihn sich überhaupt nicht denken kann: den Abbé Galiani. Die Ursache dieses Übersehens ist jedoch leicht zu erklären, denn im Jahre 1755, aus dem das Porträt der oben geschilderten Gesellschaft stammt, lebte Galiani, mit mineralogischen Studien beschäftigt, vergnügt in Neapel. Erst vier Jahre später wurde er der neapolitanischen Gesandtschaft attachiert. Man war bei Hof ein wenig erstaunt über den buckligen Zwerg, den man in Neapel für den Posten eines Gesandtschaftssekretärs ausersehen hatte. Galiani merkte das wohl und verstand es geschickt, sich aus der lächerlichen Situation zu ziehen, indem er bei der Vorstellung den König mit folgenden Worten anredete: „Sire, Sie sehen jetzt nur den Vorläufer des Sekretärs, der Sekretär kommt noch nach". Dem König gefiel diese Einführung, er mußte lachen, Galiani hatte seine Gunst gewonnen. Aber trotzdem sagte dem Abbé das Pariser Hofleben gar

nicht zu. Er sehnte sich nach einem Tummelplatz seines Verstandes und Witzes, und dieser bot sich ihm erst, als er durch Vermittlung der Enzyklopädisten Eingang in die Salons fand.

Ein Abbé bildete im Zeitalter des Rokoko ein notwendiges „Meuble" des Salons. Er war sozusagen der Spaßmacher der Gesellschaft. Er mußte frivole Anekdoten erzählen, die Damen hofieren, Neuigkeiten auskramen, kurzum er mußte die Unterhaltung durch irgendeinen witzigen Zwischenruf stets davor bewahren, daß sie sich allzusehr in wissenschaftlichen Ernst verlor. „Qu'en dit l'abbé?" — diese Scherzfrage, die Lavreince das Motiv zu einer entzückenden Genrestudie gab — bot immer den geeigneten Moment, ein langweiliches Thema abzubrechen, das Gespräch auf das Geleise einer spielend hinfließenden Konversation hinüberzuleiten. Denn nun hieß es für den Abbé, die ganze Skala seines Humors entfalten, Bonmots erfinden, Cynismen mit graziöser Frechheit in die Runde schleudern, Paradoxen drechseln, alle Mienen und Gesten in Bewegung setzen, um die Gesellschaft zu erheitern. Als Galiani die Rolle des galanten Abbé zufiel, da fühlten alle sofort, daß diese Gestalt nie anmutiger und reizvoller als durch ihn vertreten worden war. Mit einem Schlage avancierte dieser hübscheste italienische Harlekin mit dem Kopf Macchiavells auf den Schultern, wie Marmontel ihn charakterisiert, zum Liebling der ganzen Gesellschaft. Und so wanderte er von Salon zu Salon. Er kam zu Holbach, wo Roux und Darcet

ihre Erdtheorie entwickelten, Marmontel die Prinzipien seiner Elemente der Literatur erörterte, Diderot mit der Begeisterung eines Kanzelredners über Moral und Kunst predigte, er kam, um den Salonatheisten Trotz zu bieten, ihre Lobeserhebungen mit seinen Wortspielen zu schlagen, seine Perrücke zur Erheiterung der Gesellschaft hin und wieder in die Luft zu werfen oder auf dem Sessel gymnastische Kunststücke vorzuführen; er kam schließlich, um mit burlesken Gleichnissen und Kalauern zu beweisen, daß die Enzyklopädisten nicht um ein Haar besser seien als die Theologen.

Derselbe lustige Abbé stellte sich dann regelmäßig im blaßblauen Boudoir seiner Freundin ein, der geistvollen Madame d'Epinay, an die er später die Mehrzahl seiner Briefe richtete, harrte hier geduldig, auf dem Taburett sitzend, der Beendigung ihrer Morgentoilette, trällerte dazu irgendein Mode gewordenes Liedchen und erzählte kleine pikante Anekdoten oder philosophierte, wenn seine Freundin sich in geeigneter Stimmung befand, über Liebe und Religion. Und derselbe Liebling der Damen ging dann Montags und Mittwochs in das „Königreich auf der Rue Saint-Honoré", wie der Salon der Madame Geoffrin allgemein genannt wurde, unterhielt sich hier mit den Ministern über Staatenkunst, mit den Schriftstellern über neue Bücher, mit den Historikern über alte Dokumente und archäologische Funde, äußerte seine klugen Ansichten über die ökonomischen Verhältnisse des Landes, die er später in den geistreichen „Dialogen über den Getreidehandel" niederlegte, ließ seine Phantasie

im Gespräche mit den Damen des Salons sprühen, gab sich bald ernst, bald scherzend, bald als Philosoph mit gerunzelter Stirn und melancholischen Augen, bald als Spaßmacher in toller Ungezogenheit, mit kokettem Augenspiel und schalkhaftem Lächeln, alles in allem ein Geist, wie er nie wieder geboren wird und wie er nur auf dem Boden des Rokoko blühen und gedeihen konnte.

Empfindsamkeit.

Weltfluchtstimmung lag über dem Erwachen des Rokoko, Weltfluchtstimmung lag auch über seinem Sterben. Aber beide Male äußerte sie sich anders, hatte sie verschiedene Voraussetzungen. Damals war es Flucht vor Versailles, Drang nach Ausleben zurückgehaltener Gefühle, Freude an Geselligkeit in neuen Formen. Jetzt Übersättigung nach dem Genuß, Bedürfnis nach Erholung, Sehnsucht nach der Natur; damals war es eine Einschiffung nach Cythere, jetzt — ein empfindsamer Spaziergang in die Heimat Heloïses; damals war Watteau Prophet und Führer, jetzt — Rousseau.

Im Jahre 1761 erschien das Werk, das den Genfer Uhrmachersohn mit einem Schlage zu dem gefeiertsten Schriftsteller des Tages machte, das den Namen des Einsiedlers von Ferney aus dem Gedankenkreis des Gebildeten verdrängte, das den Übergang des Rokoko zur Empfindsamkeit gewaltsam förderte: „Julie ou la nouvelle Heloïse", „das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern abgedruckt" worden sei, wie Lenz behauptete, das Buch, dessentwegen Karoline Flachsland, so sauer es ihr wurde, französische Vokabeln lernte,

damit sie es im Original lesen könne. Wie hat doch diese Geschichte von dem adligen Fräulein, das sich dem unebenbürtigen Hauslehrer hingibt, den ungeliebten Mann heiratet und dann dem Jugendgeliebten Moral predigt, faszinierend auf die Zeitgenossen gewirkt! Eine Zeitlang soll die Straße vor der Buchhandlung, in welcher der Roman verkauft wurde, zu manchen Tagesstunden so vollgepfropft mit eleganten Equipagen gewesen sein, daß der Verkehr gestockt habe. War es wirklich nur das Interesse für Julie und Saint-Preux?

Nein, es war die ganze empfindsame Atmosphäre des Buches, die hier weit stärker als aus Richardson und Sterne dem Publikum entgegenwehte. Sie wirkte wie der Gluthauch der Revolution. Alle empfanden, daß das vorhergegangene galante Zeitalter das Gefühl allzusehr in Fesseln geschlagen hatte, und alle sehnten sich danach — und sei es auch nur aus Mode — wieder einmal statt der kalten Vernunft dem innigen Gefühl zu dienen. Man gewahrte plötzlich, daß es noch andere Freuden gab als die, welche einem Paris reichte: die Freuden der Natur, das anspruchslose Glück des Landlebens, das Rousseau so anziehend zu zeichnen wußte. Vor ihm war die sinnliche Einwirkung der Natur auf den Menschen, dessen Behagen in der ländlichen Umgebung, noch nirgends so machtvoll in der Literatur zum Ausdruck gekommen. Man spürte förmlich aus Rousseaus Schilderungen den Erdgeruch, den würzigen Duft des Waldes, den süß einschläfernden Atem der Wiesenblumen, man sah vor seinen Augen leuchtende Schneewipfel, grüne Täler im erlöschenden Sonnengold, Mondscheinszenerien

an kleinen rauschenden Bächen, auf denen sich Nebelschleier wiegten, kurzum, man träumte sich mit wollüstiger Wonne in alle diese Stimmungen hinein, denen man sich mit vollem Herzen hingab, in Deutschland noch mehr als in Frankreich, wo die traditionellen Gepflogenheiten der vornehmen Gesellschaft sich nicht so schnell brechen ließen.

Charakteristisch dafür war es, daß die französische Gesellschaft den luxuriösen Aufwand und das bunte Programm ihrer Vergnügungen auch beim Landaufenthalt ungern ganz missen mochte, selbst wenn sie nach den Vorschriften des damaligen Modearztes Tronchin eine natürliche Lebensweise führen, morgens früh aufstehen, spazieren gehen und Milch trinken wollte. Solche laute ländliche Geselligkeit blühte in Chantilly, wo der Prinz von Conti im Sommer residierte, und in Chanteloup, das die Herzogin von Choiseul zu ihrem Landaufenthalt erkoren hatte. Hier fanden die Gäste Belustigungen aller Art vor: Jagden, Ausflüge, Bälle, und, wenn das Wetter sie an das Zimmer fesselte, eine bewegte Salongeselligkeit, die für alle Interessen sorgte. Hier wurden auch Feste großen Stils arrangiert. Sie trugen noch völlig das Gepräge des Rokoko — Schäferromantik: Dejeuners im Freien, Maskeraden im Park, allerhand graziöse Überraschungen —, aber die Empfindsamkeit hatte bereits ihre zarten Nüancen hineingemischt. Die Schafe liefen mit blaßblauen Schleifen geschmückt umher, die Hirten stolzierten in farbigen Gewändern, man fuhr auf vergoldeten Gondeln und sang dazu die wehmütige Romanze von dem „armen Jacques", anstatt der

Laute erklangen überall aus den lauschigen Lauben des Parks die schmelzenden Akkorde der Harfe, alle schwärmten, liebten und vergossen rührselige Tränen in demselben Überfluß, in dem sie ein Jahrzehnt zuvor ihre scherzenden lachenden Launen ausgeschüttet hatten.

Wie anders äußert sich diese empfindsame Geselligkeit in Deutschland, wo die Genügsamkeit geradezu ein Charakteristikum der Empfindsamkeit wird. Luise von Ziegler macht weite Reisen und sieht Paläste, Gärten, Landhäuser und Kunstgegenstände, aber ohne auch im geringsten von ihnen ergriffen zu werden. „Man findet das wunderbar", äußert sie, „und trotzdem habe ich den Mut zu sagen, ich würde lieber ein Strohdach sehen, da ich ein solches für einfache und glückliche Bewohner passender halte, wenigstens soweit ich die Landleute kenne." Eine Blume, die sie in einem Buche finden und die eine liebe Freundin dort hineingelegt hat, ein Schleifchen, das ein Freund ihnen verehrt, ein Stück Schwarzbrot inmitten einer schönen ländlichen Umgebung gegessen, während in den Wipfeln die Vögel singen und der treue Hund sich an die Füße schmiegt, erwecken in den Empfindsamen mehr Entzücken, als die erhabensten Werke der Kunst.

Kein Wunder, wenn sie die bescheidensten Ansprüche an das ländliche Idyll stellen und auf allen Komfort verzichten. Sie können sich keine angenehmere Beschäftigung denken, als in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten durch den Wald zu pilgern, denn nirgends bietet sich ihnen zum Bespiegeln ihrer Empfindungen eine bessere Gelegenheit als in der „empfindungsreichen" Natur.

Hier fühlen sie sich ganz in ihrem Reich, und niemand darf ihren Frieden stören. Und wenn der Mond noch seinen Strahlenglanz über ihre Abendspaziergänge ausschüttet, dann glauben sie im Himmel ihrer Seligkeit zu sein. „Ich war vor etlichen Tagen," berichtet Karoline Flachsland ihrem Bräutigam, „in einem langen schönen Wald, am Ende war eine Mühle und das schönste Tal hier; wir lagerten uns und schwärmten bis in die Nacht und dann ging ich allein mit sieben Mannspersonen (die andern Frauenzimmer fuhren) zu Fuß nach Haus. Die Gesellschaft war freilich nicht ganz für mich, und ich wandelte auch den ganzen Wald meist allein mit ihnen durch. Es war alles so still heilig, so feierlich darin, der Mond schien durch die ruhigen Blätter, bald ganz hell, bald bewölkt. Ach Gott, ich war ganz entzückt in dem heiligen Wald, ich hätte niederknieen und beten mögen."

So entfaltet sich der neue Geist der Geselligkeit. Die volle Hingabe des Gefühls wird das Band, das alle aneinander fesselt. Nicht mehr der Gegenstand bildet den Mittelpunkt des Interesses, sondern der Mensch: sein Wesen, seine Neigungen, seine Gedanken. Die ältere Generation, deren Gemütsleben noch vollkommen im Rokoko wurzelt, schüttelt verwundert über diese Wandlung den Kopf. Sie, die dem Verstand fast ausschließlich die Herrscherrolle über alle Unterhaltung zugestand, die in dem geschickten Jongleurspiel des Geistes die feinste Blüte der Kultur sah, vermag nicht zu begreifen, wie man plötzlich dies alles so gleichgültig beiseite werfen kann. Der Alte in Ferney runzelt über den Apostel

Rousseau die Stirn und begeifert das „monströse Werk", die „Neue Heloïse" mit seinem Spott. Madame du Deffand macht sich in ihrer boshaften Art lustig über die neueste Mode der Pariser Gesellschaft, ihre Vergnügungen auf dem Lande zu suchen. Sie meint, ihr hätten die Bilder aus dem Hirtenleben, die in ihrem Salon hingen, vollkommen genügt, das ländliche Idyll zu ersetzen. Noch mancher andere des ancien régime drückt sein Erstaunen über diesen sonderbaren Zeitwandel aus. Aber ihre Stimmen verhallen ungehört.

Selbst der konservative Hof schließt sich der neuen Geschmacksrichtung an, wenn auch nur verborgen. Marie Antoinette huldigt zuerst diesem revolutionären Geist; denn in den glitzernden prächtigen Spiegelsälen von Versailles überkommt sie, die an ein behagliches patriarchales Leben gewöhnt ist, tödliche Langeweile. Darum läßt sie sich das kleine entzückende Lustschlößchen Trianon erbauen, in dem sie nach *ihrem* Geschmack leben will. Hier entledigt sie sich ihrer königlichen Würde, hier führt sie, frei von aller Etikette, mit ihren intimsten Freundinnen ein empfindsames geselliges Dasein. Wie die schönen Seelen in Darmstadt am Herrgottsberge Klopstocks „neue Oden" lasen und dazu Milch tranken, so pflegt die Königin hier in dem schönen weißen Speisezimmer des reizenden Landschlößchens ihren literarischen Neigungen zu leben und ebenso dabei Milch zu trinken, die sie selbst in kleinen zarten Sèvres-Tassen ihren Freundinnen reicht.

Die Muse der Enzyklopädie.

Das Kloster spielt im achtzehnten Jahrhundert eine ungemein vielseitige Rolle. Es ist nicht mehr der Aufenthalt der Frommen, die sich vor den Verführungen Satans hierher retten wollen, auch nicht die Zufluchtsstätte enttäuschter Liebender oder das beschauliche Trostidyll verzweifelter, vom Schicksal gebeugter Seelen, sondern es ist das Asyl heiratsbedürftiger Frauen, die Altersversorgungsanstalt berühmter Maitressen, die Vorschule der großen Welt, die Akademie der feinen Sitten, der Salon en miniature. Hier bringen die hohen Herren ihre ihnen überdrüssig gewordenen Geliebten unter, die noch einmal unter der Haube zu Ehre und Ansehen gelangen sollen; hier nisten sich die allmächtigen Herzensfreundinnen der Könige ein, sobald sie aufgehört haben, ein einflußreiches Wort in der Politik mitzusprechen; hier erhalten die kleinen französischen Aristokratinnen jenen gesellschaftlichen Schliff, der sie später befähigen muß, einem Salon mit Anstand und Geschick vorzustehen; und hierher ziehen sich schließlich jene Beherrscherinnen des Reiches der Geselligkeit zurück, die nicht mehr in der Lage sind, ein großes Haus zu führen, aber aus einer

gewissen Distanz an den Ereignissen des Tages Anteil nehmen möchten.

Ein solches merkwürdiges Institut war das Sankt Josephskloster in Paris. Dieselben Räume, in denen die verblühte Montespan über die Vergänglichkeit ihrer Schönheit nachgesonnen hatte, bewohnte um die Mitte des Jahrhunderts eine alte blinde Dame, welche meist ernst und nachdenklich in einem Lehnstuhl sitzend, mit ein paar reizenden Angorakatzen spielend, ihre Besucher zu empfangen pflegte. Es war die Marquise du Deffand, einst in der Zeit der Regence eine gefeierte Schönheit, eine Meisterin der Lebenskunst, jetzt eine welke, verbitterte Matrone, deren marmorbleiches Gesicht nur Leben gewann, wenn die Unterhaltung sich auf geistreiche Bahn begab. Da kam ihr leidenschaftliches Temperament zum Ausbruch, das wie bei Madame du Châtelet keinen halben Zustand kannte, sondern von Liebe entzündet in voller Glut loderte, und dort, wo es haßte, kalt und unversöhnlich blieb. Man hält es kaum für möglich, daß in diesem mumienstarren Äußern ein so bewegliches Gemüt lebte, welches sogar im hohen Alter noch ein geradezu jugendliches Feuer ausstrahlte, wie es der Briefwechsel mit dem Sohne des berühmten englischen Staatsmannes Walpole, den die Marquise als Siebzigjährige zu ihrem Herzensfreunde erkor, in auffälliger Weise bekundet.

Bei dieser wunderlichen Greisin, die gewöhnlich erst um 6 Uhr nachmittags aufstand, versammelte sich allabendlich ein Kreis bedeutender Männer. Da traf man den Präsidenten Hénault, den Liebling aller Frauen um die Mitte des Jahrhunderts, den gewandten Weltmann,

den Freund der Dichter, den wohlbeschlagenen Kenner klassischer Literatur, den unübertrefflichen Gourmand. Die Marquise verdankte ihm viel, denn seinem energischen Eingreifen hatte sie es zuzuschreiben, daß ihre Ehe mit dem hohlköpfigen Deffand, die ihr mit zwanzig Jahren aufgedrängt worden war, in die Brüche ging. Sie vergaß das dem Präsidenten nicht und lohnte es ihm durch eine lang andauernde Freundschaft. Außer Hénault gehörte d'Alembert zu den Intimen ihres Kreises. Er wohnte in ihrer nächsten Nähe und kam, um hier im Gespräch mit Gesinnungsgenossen Erholung und Anregung zu finden. Fast die ganze „Enzyklopädie" verkehrte in dem Salon der Marquise. Da sah man den Naturforscher Buffon, den Abbé Morellet, den eifrigen Bekämpfer Gallianis und Porträtisten der Madame Geoffrin, den Schöngeist und liebenswürdigen Plauderer Marmontel, Turgot, La Harpe und eine ganze Reihe anderer Berühmtheiten. Die Gesellschaft bei der blinden Marquise war nicht so zahlreich wie im Hause der Madame Geoffrin, aber sie bot außerordentlich viel Anregungen. Gar manche wichtige Frage der „Enzyklopädie" wurde hier gemeinsam erörtert. Dazwischen fiel im Laufe der Unterhaltung hin und wieder aus dem Munde der Dame des Hauses ein scharfes, meist sogar etwas spitzes und boshaftes Bonmot, das am andern Tage durch ganz Paris schwirrte und alle Gemüter in Entzücken versetzte.

Hier in diesen Räumen feierte noch der gallische Geist, wie er in Voltaire am vollendetsten zum Ausdruck gekommen war, seine Triumphe; das „jeu d'esprit" trieb

seine letzten schönen Blüten. Noch galt alle Gefühlsschwärmerei, alle überschwengliche Rhetorik als verpönt, aber schon stieg das Gestirn Rousseaus am Firmament empor, schon begann der Einfluß Richardsons und Sternes in den Salons sich auszuwirken. Und eines Tages kehrte auch im Sankt-Josephskloster die Empfindsamkeit ein, und Madame du Deffand, die hartnäckigste Feindin alles exzentrischen Gebarens, mußte es geschehen lassen, daß in ihrer unmittelbaren Nähe der neue Zeitgeist seine Schwingen entfaltete.

Wer rief diesen Umsturz hervor? Wer war der Apostel, der dem Evangelium der alten Marquise so kühn die Stirn bieten durfte? Würde es der Einsiedler von Montmorency, der leidenschaftliche Verehrer von Madame Houdetot gewesen sein, man hätte sich nicht weiter darüber verwundert, aber es war ein zartes, kränkliches, verträumtes Wesen, dem nichts ferner als ein revolutionärer Gewaltstreich lag, das hinter ihrem anspruchslosen Außern nur ein maßlos liebesbedürftiges Herz verbarg, es war Madame du Deffands eigene Nichte — Julie de Lespinasse.

Echte Rokokoromantik umspielt die Geburt dieser Dame. Sie entsproß einem Liebesverhältnis, das der Bruder der Marquise mit der schönen Gräfin von Albon angeknüpft hatte. Die Geburt mußte im Hinblick auf die Stellung der Mutter verschwiegen werden, und so erhielt das Mädchen nach einem Landgut der Gräfin den Namen Lespinasse. Aufgewachsen in ländlicher Stille, in der ihr frühreifes und leidenschaftliches Gemüt keine Befriedigung finden konnte, nach dem Tode ihrer Mutter

in einem Zustand der Unsicherheit und in steter Furcht vor den Quertreibereien ihrer Verwandten lebend, eine Zeitlang vergeblich das Heil ihrer Seele einem Kloster anvertrauend, ging sie nach einigem Zögern auf das Anerbieten ihrer Tante ein, als Gesellschaftsdame bei ihr zu fungieren, schließlich vielleicht in der Überzeugung, daß unter allen Möglichkeiten, die ihr das Dasein bot, diese wohl die günstigste sei. Den Verwandten, die ängstlich das Geheimnis der Geburt Juliens hüteten, war diese Übersiedlung keineswegs nach Sinn, und es kostete der Marquise sehr viel diplomatisches Geschick, um den Widerstand jener zu beugen. Hätte sie geahnt, welch eine gefährliche Rivalin sie in ihr Haus nahm, sie würde gewiß diesen Schritt nicht getan haben.

Seit dem ersten Tage, den Julie im Sankt Josephskloster verlebte, schien es, als ob Madame du Deffands Salon einen anderen Charakter erhielt, als ob sich ein ganz neuer Geist hier anbahnte. Unwillkürlich ging das Interesse der Gäste von der blinden Marquise auf die einundzwanzigjährige, keineswegs hübsche aber außerordentlich sympathische Nichte über. Der Damenfreund Hénault, der eben an der Schwelle der Siebzig stand, verfiel sofort dem Zauber ihrer Erscheinung. Ebenso erging es dem Chevalier d'Aydie, dessen Liebesverhältnis mit der schönen Zirkassierin Aissé vor zwei Jahrzehnten zu Paris so viel von sich reden gemacht hatte. Den Fußstapfen dieser beiden ältlichen Galans folgten jüngere Männer. Ja selbst Madame du Deffands vertrautester Freund d'Alembert wurde abtrünnig.

Das Tragische an diesem Vorgang war die Ahnungs-

losigkeit der Marquise, unter deren blinden Augen sich das Komplott gegen sie vorbereitete, und doch wiederum ein Komplott, dem jede böswillige Absicht fehlte, das aus natürlichen Ursachen sich entwickelte. Da die alte Dame zu so später Stunde empfing, pflegten die Gäste sich schon etwas früher bei der Nichte zu versammeln, deren Wohnung ein Stockwerk höher lag. Diese durch einen Zufall geschaffene Sitte erlangte allmählich Selbstverständlichkeit, und schließlich vergaß man gar über der interessanten Gesellschafterin die Herrin. Furchtbar loderte ihr Zorn auf, als sie erfuhr, was hinter ihrem Rücken vorging. Nun erwachten alle boshaften rachsüchtigen Lebensgeister in ihr und entluden ihr höhnisches Gift auf die arme Unschuldige, die sie fortan spöttisch „Muse der Enzyklopädie" taufte, wozu sie ironisch bemerkte, die Jungfrau Maria möge sich nur vor ihr in acht nehmen, daß nicht jene ihr am Ende gar den Gottvater abspenstig mache. Die Marquise wollte unter keinen Umständen mit der Lespinasse sich in die Neigung ihrer Freunde teilen, und darum stellte sie diese vor die Wahl, sich für sie oder ihre Nichte zu entscheiden. Welche schmerzliche Enttäuschung, als sich die Freunde, darunter sogar d'Alembert, auf die Seite Juliens schlugen! Jetzt war für jene im Sankt Josephskloster keines Bleibens mehr. Sie mußte sich eine neue Wohnung suchen, was ihr nicht leicht fiel, weil sie nur über beschränkte Mittel verfügte und doch ungern auf einen geselligen Verkehr, der ihr ganzes Lebensglück bildete, verzichten wollte. Sie fand bereitwillig Unterstützung bei einigen Freunden — Madame Geoffrin versorgte sie mit Barmitteln, die

Marschallin von Luxembourg stiftete Möbel — und so konnte sie im Jahre 1764 einen bescheidenen kleinen Salon eröffnen.

Der gesamte Kreis der Enzyklopädisten siedelte nun nach der Rue Saint-Dominique über. Alle Feldzugspläne, die bisher in den Räumen der Marquise du Deffand ausgeheckt worden waren, kamen jetzt hier zur Beratung. Julie de Lespinasse wurde in Wirklichkeit die „Muse der Enzyklopädie". In der Atmosphäre ihres Salons gedieh und reifte dieses großzügige Unternehmen. Unter ihrer fürsorglichen Obhut trieben die Talente eines d'Alembert, Condorcet, Chamfort ihre schönsten Blüten. Und sie übertraf in der Kunst, jeden nach seiner Art zu behandeln, jeden in seinem Bereich zu fördern, sogar ihre Tante, obwohl sie diese als ihre Lehrmeisterin anerkannte. „Sie hatte ihre Leute da und dort in der Gesellschaft aufgelesen," berichtet Marmontel in seinen Memoiren, „aber so gut ausgewählt, daß sie bei ihrem Zusammensein so harmonisch zusammenstimmten, wie die Saiten eines Instrumentes, das eine erfahrene Hand bezogen. Ich könnte, um bei dem Vergleich zu bleiben, sagen, daß sie auf diesem Instrumente mit einer Kunst spielte, die an Genie grenzte." Wie virtuos beherrschte sie die Kunst, Diskussionen anzuregen und durch dazwischen geworfene Bemerkungen stets neuen Stoff in die Unterhaltung zu bringen! Mit seltener Anmut, bald mildernd, bald anfeuernd, spann sie die Fäden des Gesprächs und lenkte sie von einem Thema zum andern. Nur nicht langweilig werden — das war eine der ersten Bedingungen ihres Salons. Sie selbst stellte die höch-

sten Anforderungen an die Geselligkeit in ihrem Kreise und fühlte sich unglücklich, wenn die Unterhaltung nicht so verlaufen war, wie sie eigentlich hätte sein sollen. „Die Abendgesellschaft gestern", schreibt sie einmal, „war wie einer von jenen faden Romanen, bei denen die Leser zusammen mit dem Autor gähnen. Man muß sich da trösten wie der König von Preußen, der bei einer etwas denkwürdigeren Gelegenheit gesagt hat: ‚Ein andermal machen wir die Sache besser!" Aber meist war die Unterhaltung so fesselnd, daß Fremde, die zum erstenmal bei ihr weilten, gar nicht fortgehen wollten. So erging es zum Beispiel dem dänischen Gesandten Freiherrn von Gleichen.

Was die Gäste so bezauberte, war neben dem Unterhaltungstalent der Gastgeberin die Mannigfaltigkeit der gebotenen geistigen Genüsse. Chamfort kam und las seine Lobschrift auf Lafontaine vor. Grimm weilte öfter hier nach seiner Rückkehr aus Petersburg und erzählte allerlei über die Semiramis des Nordens. Der kleine d'Alembert brachte mit seiner hellen Kastratenstimme wissenschaftliche Aufsätze zu Gehör. Dazwischen versetzte Diderot mit seinen Paradoxen die Gesellschaft in große Aufregung, die Marmontels behäbiger Vortrag seiner moralischen Erzählungen wieder dämpfte. Und wenn einer der Intimsten des Kreises sich auf Reisen befand, so nahm er sogar aus der Ferne teil an ihm, indem er ausführliche Berichte über interessante Erlebnisse schickte, die dann einer der Anwesenden, oft auch Julie de Lespinasse selbst, vorlas.

Diese Frau, deren gesellschaftliche Talente die Zeit-

genossen bewunderten, war mehr als nur eine feingebildete Mondäne, war — eine Heldin. Nicht einmal d'Alembert, mit dem sie unter einem Dache lebte, hatte eine Ahnung von den körperlichen und seelischen Leiden, die seine Freundin erduldete. So meisterhaft wußte sie diese vor der Welt zu verbergen. Sie war schwindsüchtig, aber die physische Qual schien ihr gering im Vergleich mit der psychischen, in die ihr stürmisches Temperament sie gestürzt hatte. Sie gestand es später selbst ein, daß durch die Leidenschaft Herz und Seele ihr vertrocknet seien.

In den Grundzügen ihres Wesens völlig dem Boden des Rokoko entwachsen, von einer Sensibilität des Gemütes, die das heranbrechende Zeitalter der Empfindsamkeit ankündigt, vermochte sie ohne schwärmerische Hingabe nicht zu leben. Das Bedürfnis nach Liebe und Gegenliebe war so stark in ihr entwickelt, daß es wie eine Lebenskraft sie durchdrang. Und wo ihr die Liebe versagt blieb, da suchte sie sie durch Freundschaft, rührende hingebungsvolle Freundschaft zu ersetzen.

So bildete sich ihr Verhältnis zu d'Alembert. Aus einer hell auflodernden Neigung dieser beiden Menschen zueinander ging eine stille friedliche Freundschaft hervor, die bis an Juliens Lebensende ungetrübt blieb, und die ihr nach qualvoll leidenschaftlichen Stunden immer wieder lindernde Herzensruhe bot. Sie war der Balsam, der auf ihr krankes Gemüt träufelte. „Meine Seele liegt in ewigem Fieber von solcher Heftigkeit, daß ich zuweilen dem Wahnsinn nahe bin", lautet eines ihrer Bekenntnisse. „Mein Unglück, die endlosen Schmer-

zen, haben mich in eine Art Stumpfsinn versetzt, der mich der Denkfähigkeit beraubt", heißt es an einer andern Stelle. Und so klagt es aus ihren Briefen in unzähligen schmerzlichen Variationen, klagt ihre unersättlich fordernde, nie zufriedengestellte Liebe.

Er muß eine fabelhafte Menschenunkenntnis besessen haben, der gute d'Alembert, daß er nichts ahnte von der Ursache des gereizten Zustandes, in dem seine Freundin lebte, unter dem er selbst furchtbar litt. Untröstlich war er später, als nach ihrem Tode ein Manuskript in seine Hände fiel, das die Wahrheit über Juliens Liebe zu dem Spanier Marquis Mora enthüllte und das dem armen Gelehrten die Gewißheit einer acht Jahre langen Täuschung brachte. Aber seine Naivität ging noch weiter, indem er den Schmerz über diese Entdeckung einem Freunde anvertraute, schlechterdings dem Grafen Guibert, der in der Liebe Moras Nachfolger geworden war.

Der elegante Weltmann Guibert, der den Duc de Richelieu in der Gunst der Damenwelt abgelöst hatte, begegnete im Jahre 1772 Julie zum erstenmal und machte sofort auf sie einen solchen tiefen Eindruck, daß ihre verzückte Schwärmerei für den jungen Spanier, der damals krank in seiner Heimat daniederlag, der stärkeren Leidenschaft weichen mußte. Mit einer wilden Inbrunst, die an Raserei grenzte, stürzte sie sich in den Taumel dieser Liebe, die der Graf jedoch ziemlich kühl erwiderte. Das steigerte jedoch nur ihren nervösen Zustand: sie glaubte nicht geliebt zu werden und fühlte sich doch mit magischer Gewalt zu dem Geliebten hingezogen. Und gleichzeitig stellte sich der Schatten des

jungen Spaniers, der mittlerweile seinen Leiden erlegen war, zwischen ihre Neigung zu Guibert und folterte sie mit entsetzlichen Gewissensbissen, die sie durch Opium zu betäuben suchte. So gestalteten sich ihre letzten Jahre zu einem Martyrium für sie, einem Martyrium, in das sie sich selbst mit einer gewissen Wollust hineinlebte. „Ich liebe alle Schmerzen, die Sie mir verursachen, tausendmal mehr als alles Glück der Erde, das nicht von Ihnen kommt", gesteht sie einmal Guibert. „Ja, reisen Sie ab," schreibt sie bei anderer Gelegenheit, „erklären Sie mir, Sie liebten eine andere. Ich wünsche es, ich will es. Mein Leid ist so groß, so herzzerreißend, daß ich keine andere Arznei erhoffe, als den Tod. Die, die Sie mir geben, wirkt wie Opium, sie betäubt meine Leiden, aber heilt sie nicht, im Gegenteil, ich werde nur schwächer und empfindlicher." Und in dem letzten Brief, den sie an Guibert richtet, zieht sie das Resümee ihrer Liebe und sagt: „Es hat eine Zeit gegeben, wo mir von Ihnen geliebt zu werden keinen anderen Wunsch übrig gelassen hätte. Ja, in dieser Liebe wäre vielleicht meine Reue erloschen. Mindestens hätte sich ihre Bitternis in Wonne gewandelt. Da hätte ich leben mögen. Jetzt will ich nur noch sterben. Ich habe keinen Ersatz, keinen süßen Trost für das gefunden, was ich verloren hatte. Ich hätte Mora nicht überleben sollen." Dann schließt sie mit den Worten: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Sollte mir das Leben noch einmal geschenkt werden, so möchte ich es von neuem dem weihen, Sie zu lieben.

Aber es ist vorbei." Am 23. Mai 1776 erlöste sie der Tod von ihren Leiden.

Auf Julie de Lespinasse trifft ein Ausspruch Johann Heinrich Mercks zu: „Es ist eine traurige Gabe des Himmels, ein zu empfindliches Herz zu besitzen." Auch die Lespinasse war ein Kind des Wertherzeitalters, obschon ihre Wiege noch in der Welt des Rokoko stand. Sie hatte ein zu „empfindliches Herz" auf den Lebensweg mitbekommen. Das unterschied sie von allen ihren Zeitgenossinnen. Sie war ihrer Zeit vorausgeeilt. Ihre Liebesbriefe an Guibert liest man wie den Roman eines weiblichen Werther. Soviel Gefühl hat keine ihrer Zeitgenossinnen verschwendet. Und keine hat auch Haarringe am Finger und Herzen aus Haaren an der Uhrkette getragen. Sie hieß wohl die Muse der Enzyklopädie, aber diese Bezeichnung erschöpft nicht ihr Wesen: sie war die erste Dame des Rokoko, in der das Gefühl über den Verstand herrschte, die Vorbotin einer neuen Menschheit. „Ich liebe nun einmal nichts Halbes, nichts Zweifelhaftes, nichts Bagatellmäßiges. So verstehe ich auch die Kinder der Welt nicht; sie tun lustig und gähnen, sie haben Feindschaften und lieben doch einander. Das kommt mir so kläglich vor. Wahrlich, mir ist das Leid, das mein Leben aufzehrt, süßer als die Lust, die das Ihrige gerinnen läßt." Diese Worte aus einem Brief Juliens an Guibert treffen am deutlichsten ihr Wesen. Sie können als Motto über ihrem Leben stehen.

Junker Berlichingen im Kreise der schönen Seelen.

Zu Beginn der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts kamen in Darmstadt wunderliche Menschen zusammen, Menschen, denen die traurige Gabe des Himmels zuteil geworden war, „ein zu empfindliches Herz zu besitzen". Unter ihnen bildeten drei Damen eine besonders innige Seelengemeinschaft. Es waren Karoline Flachsland, Louise von Ziegler und Henriette von Roussillon oder, wie ihre empfindsamen Namen lauteten: Psyche, Lila und Urania. Psyche lebte im Hause ihres Schwagers, des Geheimen Rates Hesse. Das Schicksal hatte sie zur Braut Herders bestimmt. Sie war kein schönes, aber ein frisches, lebhaftes Mädchen, das sich gern an allerlei Kurzweil beteiligte. Nur wenn sie Briefe schrieb oder empfindsame Bücher las oder mit ihren Freundinnen schwärmte, verwandelte sie sich in eine andere. Da verstieg sich ihr Gemüt zu exaltierter Verzückung, da berauschte sie sich an überschwenglichen Worten, da schien sie ihre irdische Umhüllung abzustreifen und nur Seele, nichts als Gefühl und

Empfindung zu sein. Lila hielt sich meist in Homburg auf, wo sie bei der ältesten Tochter der großen Landgräfin das Amt einer Hofdame versah. Sie war sehr schön und viel umworben. Empfindsamer noch als Psyche veranlagt, kannte sie überhaupt keine Grenzen in ihrer Schwärmerei, die sie sogar auf Tiere übertrug. Eine Zeitlang himmelte sie ein weißes Lämmchen an, das mit ihr aß und trank. Später war es ein Hund. Aber ohne derlei Verzückungen konnte dieses schwärmerische, verträumte Mädchen nicht leben. Die dritte endlich im Bunde, Urania, war der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken als Hofdame attachiert. Bei ihr hatte sich die Empfindsamkeit aus ihrem kränklichen und darum leicht zu melancholischen Stimmungen geneigten Wesen entwickelt. In der Freundschaft fand sie Ersatz für das, was das Leben ihr, der Leidenden, versagte.

Alle drei harmonierten trefflich miteinander. Sie unternahmen gemeinsame Spaziergänge, die der schwärmerischen Betrachtung der Natur gewidmet wurden. Arm in Arm verschlungen streiften sie durch die Umgebung Darmstadts oder wiegten sich im Kahn auf dem Weiher am Gehaborner Hof, schwelgend in den überquellenden Strömen ihrer empfindsamen Herzen, manchmal mit den Gedanken in der Vergangenheit weilend, dann wieder den Seelenfreund im Geiste umfassend, scheinbar entsagungsvoll und doch verlangend. Oder sie fanden sich in dem Hause des Kriegsrats Merck zusammen, wo es zuweilen auch zu exzentrischen Szenen kam, wie aus einem Briefe Psyches hervorgeht. Als Gleim, nächst Jakobi, der

Empfindsamste aller Empfindsamen, einmal hier weilt, da schlingen sich schon, nachdem er kaum die Schwelle des Hauses überschritten hat, Merck, der Empfindsamkeitsapostel Leuchsenring und Psyche in einer Ecke des Fensters um den ehrwürdigen sanften Greis und überlassen sich dem vollen Empfinden der zärtlichsten Freundschaft. „Hätten Sie doch das sanftheitere Gesicht des guten Alten gesehen!" schreibt Psyche an Herder. „Er weinte eine Freudenträne und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Mercks Busen. Er war außerordentlich gerührt, weinte mit und — ich weiß nicht alles, was wir getan haben. O süße Träne meines Lebens! Im Arm der Freunde geweint! O süße Tränen der Freundschaft, wie göttlich seid ihr? Süßester, holder Freund, Du wirst doch glauben, daß Du dabei warst?" Ein anderes Mal pilgert eine ganze Gesellschaft empfindsamer Leute bei Mondschein durch den Wald. Merck hat Psyche umschlungen und schwelgt mit ihr in verzückter Anbetung der Mondnacht. Sie finden Glühwürmchen, und Psyche legt sich einige davon ins Haar und ist erstaunt darüber, daß sie so ruhig und fromm beieinander sind, Paar an Paar, und daß sie zusammen leben und sterben.

Das waren aber nur Ausnahmezustände in Mercks Wesen, Augenblicke, in denen er an dieser Spielerei, denn als solche betrachtete er sie, des Ulkes halber Gefallen fand. Sonst pflegte er etwas spöttisch das ganze empfindsame Treiben zu belächeln. „Wir schwimmen sämtlich im Gefühl, und sehen auf alle diejenigen herab, die sich mit etwas beschäftigen, das zum Sichtbaren gehört", charakterisiert er es bei einer Gelegenheit. „Jeder

führt einen Taschenspiegel vom Ideal bei sich, worin er von Zeit zu Zeit seinen Charakter beguckt und diesem sein Maß von Glückseligkeit zuteilt, wie ihm beliebt."

Demnach spielte Merck in dem Kreise der Empfindsamen eine doppelte Rolle: einmal gab er sich so, als gehörte er zu ihrer „Sippe", schwärmerisch, dem Irdischen entrückt, voll trunkener Ekstase für alles, was zum Herzen spricht; das andere Mal mimte er den Schalk, der jeden Gefühlsüberschwang ironisierte und der zugleich eine mephistophelische Freude daran hatte, Verwicklungen zu stiften und Ärgernis zu erregen. Die Fäden, die von Seele zu Seele führten, lagen oft in seiner Hand. Nach Belieben knüpfte oder zerschnitt er sie. Ohne ihn würden die Ereignisse in dem Darmstädter Freundeszirkel gewiß nicht so viel Farbe und Abwechslung erhalten haben.

* * *

In den ersten Märztagen des Jahres 1772 führte Merck dem Kreise seiner empfindsamen Freunde ein neues Mitglied zu. Es war ein junger Rechtsanwalt aus Frankfurt. Seine äußere Erscheinung mochte wohl geeignet sein, die Sympathien der Weiblichkeit wachzurufen. Er hatte eine schlanke mittelgroße Gestalt, ein längliches, etwas blaß angehauchtes Gesicht, eine scharf profilierte, leicht gebogene Nase und zwei große, schwarzbraune, leuchtende Augen. Außerdem entpuppte er sich als ein gewandter Erzähler, der von witzigen Einfällen förmlich überströmte. Die Damen hiel-

ten ihn für einen gutherzigen, munteren Menschen, „ohne gelehrten Zierat", und es imponierte ihnen ganz besonders, daß er sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen machte. Am nächsten Nachmittage war man schon ziemlich vertraut miteinander, zwar noch „nicht empfindsam, aber sehr munter". Ein gemeinschaftlicher Spaziergang wurde unternommen; heimgekehrt, tanzte der Rechtsanwalt mit Psyche ein Menuett und rezitierte darauf Herders Ballade „Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot? Edward, Edward!"

Wenige Wochen später erschien der Dr. juris wieder in Darmstadt. Es schien ihm jedenfalls hier gefallen zu haben, sonst wäre er nicht so schnell zurückgekehrt. Nun war der Frühling schon im vollen Sprießen. Die aufgehende Natur weckte in den schönen Seelen empfindsame Stimmungen, die sich auch dem neuen Freunde aus Frankfurt mitteilten. Alle Tage pilgerte er mit den Damen hinaus in den Wald und unterhielt sie auf die angenehmste Art: bald erhob er durch den Vortrag einiger Lieder ihre Herzen zur Begeisterung, bald rührte er, von den Enttäuschungen seiner Liebe erzählend, das Mitleid in ihrem Innersten auf, bald stimmte er ein in ihr überschwengliches Schwärmen, bald huldigte er ihnen in Versen oder schwelgte in seelenvollen Umarmungen. Und daheim, im Hause des gastfreien Merck oder des Geheimrats Hesse, wartete auf die heimkehrenden Spaziergänger die unvermeidliche Schale Punsch. Hier wich die empfindsame Stimmung der munteren Laune und lebten die Reize einer anspruchslosen intimen Geselligkeit auf. Hier entpuppte sich der junge Frankfurter

als ein Mann von vielseitigen Talenten, dem die Juristerei gar nicht zu behagen schien und der am liebsten Maler werden wollte. Dabei steckte er immer voller Lieder und versetzte durch den schönen Vortrag eigener und fremder Gedichte alle in Entzücken. Und eines Tages holte er aus seiner Brusttasche ein umfangreiches Manuskript hervor und las daraus den atemlos lauschenden Zuhörerinnen einige dramatische Szenen vor, und las sie so voll Temperament, so voll Leben, daß alle ganz hingerissen waren. Psyche jedoch, die es nie versäumte, über jedes Ereignis, das sich im Darmstädter Freundeskreise abspielte, gewissenhaft ihrem Herder zu berichten, teilte ihm diesmal mit: „Er hat uns einige der besten Szenen aus seinem Gottfried von Berlichingen, den Sie vielleicht von ihm haben, vorgelesen."

Seitdem weilte der „Junker Berlichingen" — ein Beiname, den der Advokat Dr. Johann Wolfgang Goethe in der Wetzlarer Rittertafelrunde trug — häufig in Darmstadt zu Besuch. Er gewöhnte sich, wie er in „Dichtung und Wahrheit" später gestand, „auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern". Fast immer, ausgenommen die kurze Zeit seines Wetzlarer Aufenthalts, war er unterwegs und überall, wohin er kam, spielte er den Vertrauten. Bald begegnete man ihm in Homburg bei der elysischen Zieglerin, wenn diese einmal zufällig nicht in der hessischen Residenz war, bald in Ehrenbreitstein bei Mama La Roche, Wielands ehemaliger „Doris", wo die literarisch-sentimentalen Kon-

greſſe ſtattfanden, bei denen Leuchſenring fremde Briefgeheimniſſe den andächtigen Zuhörern preiszugeben pflegte und dafür deren Zuneigung und blaßblaue Erinnerungsbändchen eintauſchte, bald in Darmſtadt als Mitwiſſer und Vertrauter der ſchönen Seelen, als Anſtifter von allerlei Kurzweil und Vergnügungen.

Im Hauſe von Pſyches Schwager bot ſich für ihr geſelliges Treiben ein willkommener Tummelplatz. Der vielſeitig gebildete Geheimrat und ſpätere Staatsminiſter ſorgte ſtets für angenehme Unterhaltung. Namentlich die Muſik fand eifrige Pflege in ſeinem Hauſe. Es wurden ſogar Konzerte veranſtaltet, deren Leitung in den Händen des alten penſionierten Hofmuſikers Enderle lag. Bei den geringen Kräften, die zur Verfügung ſtanden, geſchah es häufig, daß es nicht ſo ging, wie es gehen ſollte. Als einmal nach einer ſolchen Entgleiſung der muſikaliſche Geheimrat ſeine Unzufriedenheit äußerte, verſetzte der dirigierende Enderle kurz und knapp: „Ich treff' halt meine Stimme, daß halt die andern nicht treffen, dafür kann ich nichts." Zuweilen ſpielten auch Herren und Damen aus der Geſellſchaft ein Trio oder ein Quartett. „Wir hören und fühlen dann zuſammen Muſik," ſchrieb Pſyche an ihren Herder. „Ich ſchmachte wahrhaftig darnach, und bei meinen Lieblingsſtücken fühle ich's ſo ganz, daß es wohl keine ſüßere Illuſion in der Welt gäbe." Sie war ſelbſt muſikaliſch veranlagt und beſaß eine hübſche Stimme. Dann ſang ſie auch manchmal zur Unterhaltung der Gäſte mit ihrer Schweſter Elſäſſer Volkslieder, während der Schwager ſie am Spinett begleitete.

Zuweilen wurde Trisett gespielt oder es wurden Pfänderspiele arrangiert, wobei die Küsse natürlich den bedeutsamsten Lösewert hatten. Der „Junker Berlichingen" war in Sesenheim in dieser Hinsicht durch eine gute Schule gegangen. Er tauschte mit den schönen Seelen nach Herzenslust Freundschaftsküsse aus, die seinem überquellenden Gefühl einmal die Verse entlockten:

„Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!"

Auch Frageſpiele kamen an die Reihe, in denen der „Junker Berlichingen" durch seine Improvisationsbegabung glänzte. Seine aus dem Stegreif gedichteten Verse trugen immer den Charakter sinniger Erfindung. Er war überhaupt derjenige, der in den Kreis die rechte Fröhlichkeit brachte. Es entstand immer eine empfindliche Lücke, wenn er schied. Um den „gutherzigen Wanderer" an seine Unentbehrlichkeit in Darmstadt zu erinnern, schickten ihm die schönen Seelen einmal eine Kiste mit allerlei sinnigen und anzüglichen Gaben, darunter sogar eine Jahrmarktspuppe aus Papiermaché, damit er, der damals gern in Hinblick auf Käthchen Schönkopf den Betrogenen hervorkehrte, sich wenigstens in diese papierne Schöne verliebe. Das Kistchen wird vermutlich von einem gereimten Sammelbrief begleitet gewesen sein, in dem sehnsüchtiges Verlangen nach dem lieben Vertrauten, wahrscheinlich auch manche Neckerei und lustige Anspielung auf verschiedene Ereignisse ausgesprochen worden waren. Der Beschenkte antwortete

mit einem Gedicht unter der schwülstigen Überschrift „Concerto dramatico. Composto dal Sign. Dottore Flamminio, detto Panurgo secondo. Aufzuführen in der Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen." Aus Sinn und Halbunsinn zusammengeschweißt, sollte das Gedicht wahrscheinlich durch die verschiedenen musikalischen Rhythmen die drei Absenderinnen charakterisieren, durch ein „Andantino" Urania, durch ein „Lamentabile" Psyche und durch ein „Allegro con spirito" Lila. Dem „Presto fugato", in welches das Gedicht zum Schluß ausklingt, lag vielleicht die Absicht zugrunde, die übermütige Lustigkeit zu schildern, die der „Junker Berlichingen" in den Freundeskreis zu bringen pflegte.

Der eigentliche literarische Salon blühte im Hause Mercks. Schon die Persönlichkeit dieses einzigartigen und geistig hochstehenden Mannes mußte die Schöngeister anziehen und fesseln. Er stand mit vielen Gelehrten und Künstlern im Briefwechsel, und sobald einer von ihnen durch Darmstadt kam, sprach er bei ihm vor. Klopstock, Wieland, Gleim, Sophie La Roche und viele andere haben zu seinen Gästen gezählt. Mama La Roche oder die „Sternheim", wie sie damals nach ihrem Roman genannt wurde, bereitete den Empfindsamen eine kleine Enttäuschung. Sie hatten sie sich als das lebende Vorbild des Fräulein von Sternheim vorgestellt, als ein „ganzes Ideal von einem Frauenzimmer! sanft, zärtlich, wohltätig, stolz, tugendhaft und betrogen", und waren erstaunt, als ihnen eine andere Dame entgegentrat, eine Dame mit französischem Schliff und den Allüren einer Mondäne, welche die Gesellschaft vom ersten Augen-

blick ihres Erscheinens mit ihrem Geist und Witz regierte, so daß die armen wenig geistreichen schönen Seelen verlegen daneben saßen und nichts zu sagen wagten. Erst später, nachdem sie gesehen, daß die „gute Mutter von Deutschlands Töchtern" — ein Beiname, den sie ihren Monatsschriften für die weibliche Jugend verdankte — ebenso wie sie empfindsam schwärmen konnte, wenn es der Augenblick und das Gesprächsthema erforderten, söhnten sie sich mit ihr aus.

Merck jedoch war sie ganz nach Sinn. Sein geistsprühendes Unterhaltungstalent fand hier eine ebenbürtige Partnerin, und das mag ihn wohl bewogen haben, in ihr das Ideal der Weiblichkeit zu erblicken, das seine empfindsamen Freundinnen, mit denen er wohl ganz gern sich hin und wieder vergnügte, ihm keineswegs bieten konnten. Merck war zweifellos der interessanteste Mensch in Darmstadt, und es scheint darum nicht verwunderlich, wenn sich sein Heim zu einem geselligen Mittelpunkt der Stadt entwickelte, den die Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Frau, einer schweizerischen Französin, reizend verschönte. Er dachte noch in späteren Jahren, als die Freunde sich längst in alle Welt verstreut hatten, mit Vergnügen an die Gesellschaften in seinem Hause zurück und schrieb darüber, vermutlich an Lila: „Sie haben einen kleinen Zirkel von Freunden und Menschen, die mit Ihnen sympathisieren. Wer wünscht sich eine große Anzahl? Freilich acht oder neun Menschen, wie sie anno 1772 beisammen und oft in meinem Hause beisammen waren, ist ein seltenes Schauspiel. Indessen das

Andenken an das, was man Gutes genossen hat, soll uns dankbar und nicht mißmutig machen."

Der Darmstädter Schäfersommer währte nicht lange. Als die Frühlingstage des Jahres 1773 hereinbrachen, begann es im Kreise der Empfindsamen still zu werden. Und so plötzlich löste sich alles auf, als ob die Fäden, welche die schönen Seelen verbanden, auf einmal zerschnitten worden wären. So schnell gingen sie auseinander, daß sogar den „Junker Berlichingen" beim Gedanken daran die Verzweiflung packte. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels," schreibt er am 21. April an Kestner. „Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, Ihr, alles. Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben nicht lieb, oder was, das mir Ehre macht, wenn Ihr wollt." Nun, zu erhängen brauchte der „Junker Berlichingen" sich nicht; denn unter allen andern fand er am ehesten Trost. Marens schwarze Augen ließen ihn bald Psyche, Lila und Urania vergessen, mit ihnen — auch die Reize der gemeinsam verlebten Darmstädter Tage. Aber so ganz schaltete er sie doch nicht aus seinem Gedächtnis aus, denn noch als Greis schrieb er, ihrer gedenkend, die anerkennenden Worte: „Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen."

Wittumspalaisträume.

Es sieht nicht nach einem fürstlichen Palais aus, das schlichte ockergelbe zweistöckige Gebäude, das so bescheiden sich in einen Winkel des Theaterplatzes drückt und von dort fast scheu nach dem imposanten neumodischen Musentempel schielt, vor dem Rietschels weimarisches Dioskurenpaar stolz Wache hält. Am wenigsten vermutet man, daß diese anspruchslosen Mauern, die den Namen „Wittumspalais" führen, einst Anna Amaliens intimes Reich umschlossen. Ungefüge und schwer wirkt die Einfahrt, als ob sie den Weg in ein Kloster wiese, und nur die anmutigen Rokokournen auf den beiden Türpfeilern im Hof lassen etwas ahnen von der Grazie, die über den inneren Räumen schweben mag.

Neugierig steigen wir die breite Holztreppe zum ersten Obergeschoß empor. Wenige Sekunden, und wir befinden uns in einem kleinen Prunksaal, dessen Wände mit roter Seide umsponnen sind und von dessen Decke ein glitzernder Kristallüster herabhängt, in dem eine Garde unbenutzter Lichter feierlich paradiert. Und der Blick eilt fragend und suchend an weißgestrichenen Türen, roten Rokokosesseln und schlanken Porzellanleuchtern

vorüber in die Tiefe einer Zimmerflucht: kommt niemand uns ein freundliches Willkommen wünschen? Aber außer dem alten Knebel, der würdevoll und ernst, als sinne er über Homer nach, auf einem Marmorpostament in einer Ecke thront, und außer dem liebenswürdigen wohlbeleibten Kammerherrn von Einsiedel, der, in großer Uniform, von der Wand herab die Eintretenden mustert, erscheint niemand zum Empfang. Sollte der alte Herr in seiner Zerstreutheit gar die Hofmarschallpflichten vergessen haben? Oder vielleicht spinnt seine Phantasie ein Gedicht, das er der Herzogin-Mutter bei der nächsten festlichen Gelegenheit darbringen möchte? Hoffentlich vergißt er es nur nicht wie damals zum Geburtstage der Herzogin Luise, als er — ein feister Apoll, in weißen Atlas gekleidet, mit schwarzen Augenbrauen und hellblonden wallenden Locken — ihr ein auf einem handbreiten Seidenband gedrucktes Huldigungscarmen überreichen wollte. Doch stören wir ihn nicht bei seiner Beschäftigung. Wenn er seines Amtes nicht walten will, so müssen wir schon selbst den Eintritt zu Anna Amaliens Gemächern suchen.

Und so treten wir in die nächsten Appartements, kleine bescheidene Räumlichkeiten, welche die kunstliebende Hand verraten, die ihnen den Hauch schlichter, aber graziöser Vornehmheit verlieh. Kein Prunk, keine Überladenheit an Kunstgegenständen stört ihre Harmonie. Jedes einzelne Stück ist von besonnenem Geschmack ausgewählt und hingestellt worden: jeder Mahagonitisch, jeder Sessel, jeder Leuchter, jede Porzellanfigur. Und überall an den Wänden grüßen uns liebe alte Bekannte, alle jene Gestal-

ten, die der Herzogin naheſtanden und an ihren geſelligen Veranſtaltungen teilnahmen. Etwas ſteif, müde, gealtert blicken ſie herunter — die Jahrzehnte ſind nicht ſpurlos an ihnen vorübergegangen —, aber in ihren Augen lacht noch jugendfriſch die Erinnerung, und es ſcheint, als ob ſie nur des Zauberwortes harren, das ſie zurückrufe in das bewegte Leben von anno dazumal.

Und während wir uns noch in die Vorſtellung hineinträumen, wie der dürre Wieland, das Kalottchen auf der hohen Stirn, mit großen Schritten hier herumſtelzt, der hagere Schiller, nachdenklich den Arm auf den Tiſch geſtützt, in ſeiner ſchwäbiſchen Mundart redſelig ein philoſophiſches Thema erörtert, der rundliche Herder ein mißvergnügtes Geſicht dazu macht, und Goethe in gemeſſener Geheimratswürde, aufmerkſam lauſchend, am Fenſter lehnt, ſind wir in ein freundliches Gemach gelangt, deſſen blaßgrüne Farbe nach der überwiegenden Rot-Weiß-Goldtönung der Zimmer wunderbar vertraulich unſer Auge umſchmeichelt. Goldgetönte Leiſten und Roſetten beleben anmutig die Wände, an denen fünf italieniſche Landſchaften von Hackert prangen, ein vierarmiger Leuchter hängt vom Plafond herab, mit dunkelgrüner Seide beſponnene Möbel ſchmiegen ſich an die weiße Holzverkleidung, die ſich unten an den Wänden hinzieht, ein Tiſchchen mit Nippes fügt ſich harmoniſch in das Mobiliar ein, und in einer Ecke leuchtet auf rundem Piedeſtal die Marmorbüſte des alten Fritz.

Aber die Phantaſie ſieht noch viel mehr. Sie ſieht nicht weit vom Fenſter ein kleines zierliches Perſönchen ſitzen, das auf dem Schoß ein Wachtelhündchen ſtrei-

Herzogin Anna Amalie
in ihrem Musikzimmer

Nach einem Gemälde im Wittumspalais

chelt. In ihrer ganzen Haltung liegt eine entzückende graziöse Lässigkeit. Kokett schieben sich ihre Füßchen vor, die so klein sind, daß man sie als Nippes auf ein kleines Konsol stellen könnte. Sie unterhält sich lebhaft mit der verwachsenen Dame, die neben ihr steht und eifrig auf sie einspricht. Es muß etwas sehr Amüsantes sein, was jene erzählt, denn hin und wieder schüttelt sich das Musselinhäubchen der Zuhörerin vor lauter Vergnügen. Wir kennen sie wohl, die redselige Zwergin. Wer dürfte es anders sein als „Thusnelda", die muntere Göchhausen, die so charmant die Gebrechen ihres Äußern mit Humor und Scharfsinn zu verhüllen weiß? Bescheiden harren wir, bis das bucklige Hoffräulein uns einen Wink gibt, näherzutreten. Wir lassen uns nicht zweimal dazu auffordern. Und als wir uns submissest niederbeugen, um der Dame mit dem Wachtelhündchen die schöne weiße Hand zu küssen, da strahlen uns zwei große durchdringende blaue Augen entgegen, und gleichzeitig schwebt um den kleinen Mund ein anmutig wohlwollendes Lächeln, das die stark markierten männlichen Züge, insbesondere die scharf hervortretende „braunschweigische Nase", angenehm mildert. Eine Reihe Fragen, aus denen ein freundlicher und herzlicher Ton spricht, werden an uns gestellt, Fragen über Herkunft, Beschäftigungen, Liebhabereien. Dazwischen streut das Hoffräulein einige scherzhafte Bemerkungen in das Gespräch. So ist ein halbes Stündchen im Handumdrehen verstrichen, und huldvoll werden wir entlassen. Doch wir scheiden mit dem angenehmen Bewußtsein, Anna Amaliens Bekanntschaft gemacht zu haben, und mit der Absicht, noch des

öftern, falls es Ihre Durchlaucht erlauben, durch diese Appartements zu schlendern.

Eines Nachmittags stellen wir uns als stummer Zuschauer ein und finden diesmal eine emsig beschäftigte Gesellschaft um einen großen viereckigen Tisch versammelt, der bepackt ist mit Zeichenutensilien, Malkästen, Vorlagen und Büchern. Da sitzt Anna Amalie, das gewohnte Musselinhäubchen auf dem leicht gepuderten Haar, und führt mit ihrer kleinen schönen Hand den Pinsel. Sie scheint ihn noch nicht in der Gewalt zu haben, aber dem ganzen Ausdruck ihres Gesichtes merkt man den Eifer an, der sie beseelt. Kommt sie an eine Stelle, wo sie sich durchaus keinen Rat weiß, so braucht sie nach dem Ratgeber nicht weit zu suchen, denn in ihrer Nähe befindet sich Johann Heinrich Meyer und verfolgt, über die Stuhllehne gebeugt, mit aufmerksamen Augen, was unter den Bleistiften oder Pinseln der einzelnen Damen entsteht. Zuweilen greift er nach einem der Folianten oder Mappenwerke, die sich neben ihm auf dem Stuhle türmen, um seine Kritik durch bedeutende Beispiele zu bekräftigen. Der neben ihm sitzende Goethe, von dem man nur den Rücken und den gepuderten Zopf sieht, assistiert ihm dabei aufs beste, liest zur Belehrung der ganzen Gesellschaft ein Kapitel aus Winckelmann vor oder erzählt von seinen Kunsteindrücken aus Italien. Niemand lauscht so aufmerksam seinen Schilderungen wie das muntere Geschöpf neben der Herzogin, dem das hohe kurzkrempige, mit einem Blumengewinde verzierte Hütchen so vortrefflich zu Gesicht steht, und das so herzhaft über jedes Scherzwort des „närrischen

Geheimrats" lacht. Es ist Henriette von Wolfskeel, Thusneldens jüngere Kollegin und Stellvertreterin. Sie kommt einem wirklich vor „wie ein Vögelchen, das auf den Zweigen sitzt und sein Liedle pfeift" — so charakterisiert Sophie von Schardt sie — „ist's nun eben keine Philotomele, so ist's doch ein Tütebülo oder ein Zwitschgen". Und während jeder einzelne sich einen eignen Kommentar zu Goethes Ausführungen macht, gedenkt der dicke Einsiedel der Wettläufe, die er zusammen mit dem Maler Bury und anderen im Garten der Villa Malta ausführte, bei denen er, durch seine behäbige Fülle behindert, zum Gaudium aller Anwesenden anstatt über die Fontana mitten in sie heinein sprang. Auf der anderen Seite des Tisches ragt aus den Herumsitzenden Herders kugelrunder Kopf hervor. An seinen Italienaufenthalt denkt er gerade nicht mit Freuden zurück, aber wenn sich das Gespräch auf die Pfade der Kunst verliert, äußert auch er zuweilen seine Ansicht mit gewichtiger Miene und fühlt sich dabei als ein überlegener Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben. Trifft gar jemand ein Lob, so fährt er schnell mit seinem Tadel dazwischen, denn Loben eines anderen mag er nicht leiden. Thusnelda sympathisiert darin etwas mit ihm. Auch sie gehört zu denen, die gern ihre boshafte Zunge spielen lassen. Doch man verzeiht es ihr gern, weil sie einen so beweglichen Geist hat und eine angenehme Gesellschafterin ist. Sie zeichnet nicht, sondern beschäftigt sich mit einer Filetstickerei. Dasselbe tut ihre Nachbarin, die uns leider den Rücken zukehrt. Es ist Emilie, die jüngste und schönste Tochter des

Engländers Gore, der, anfangs in Weimar nur zu Besuch weilend, seit 1791 hier seine neue Heimat gefunden hat. Er selbst sitzt der Herzogin zur Linken und blättert in einem Buche. Er fühlt sich glücklich in dieser Gesellschaft von namhaften Männern und feingebildeten Damen und sieht den Traum seines Lebens verwirklicht. Und wie man den alten Herrn, der den Kaufmannsberuf an den Nagel hing, um nur seinen schöngeistigen Neigungen zu leben, wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften, seiner Welterfahrenheit und Kenntnisse gern in der Gesellschaft sieht, so erfreuen sich auch seine beiden durch Schönheit ausgezeichneten Töchter allgemeiner Beliebtheit. Emilie muß sehr hoch in aller Achtung stehen, denn als der Herzog ein Auge auf sie wirft, meint seine sonst ziemlich streng urteilende Gattin, daß ihm diese Neigung nur Ehre mache.

Montags räumt die Malerei der Literatur die Herrschaft in Anna Amaliens Salon ein. Dann finden sie sich alle wieder zusammen, die zur geistigen Gefolgschaft der Herzogin-Mutter gehören, aber auch andere: ausländische Schöngeister, durchreisende Dichter, Freunde Goethes, die durch Weimar kommen, um sich an diesem schöngeistigen Treiben zu erbauen oder die Protektion des alten Freundes zu genießen. Irgend jemand, der in der Kunst des Vortrags bewandert ist, fungiert als Vorleser. Eine Zeitlang waltet Frau von Berlepsch, die eine empfindsame Schwärmerei für Jean Paul hegt, dieses Amtes mit viel Geschick und Können. Sie liest Shakespearesche Stücke, Lessings „Nathan" und

„Emilia Galotti", Goethes „Iphigenie" und „Tasso" und kleine Sachen von Wieland, die letzteren mit einer solchen Anmut, daß sie den Anwesenden in einem ganz neuen reizvollen Lichte erscheinen. Die Damen sitzen ringsum und machen feine Filetarbeiten oder knüpfen. Das goldene Schiffchen eilt flink unter ihren beweglichen Fingern hin und her, die sich bald strecken, bald krümmen oder in graziösem Spiel miteinander verschlingen. Andere wiederum drieseln Goldfäden auf, eine Mode, die damals aus Frankreich importiert wird, wo man sie allerdings so sehr übertrieb, daß sich kaum ein Herr mit Tressen und Epauletten im Salon mehr zeigen durfte, ohne Gefahr zu laufen, von den Zupferinnen überfallen und seines Goldschmuckes beraubt zu werden. In den Pausen leuchten die Schnupftabakdosen auf, und zierliche, mit kostbaren Ringen geschmückte Damenhände langen hinein, um den gemütvollen braunen Riechstoff mit koketter Grazie an die Nase zu führen.

Mittwoch ist der bevorzugte Tag der Schöngeister. Dann winkt ihnen eine besondere Auszeichnung: sie sind von Anna Amalie zur Tafel geladen. Der Adel ist bei diesen intimen Diners bis auf Einsiedel fast ganz ausgeschaltet. Da sieht man Wieland, Goethe, Herder, Schiller, Knebel und wer sonst zu den hervorragenden Repräsentanten in Kunst und Dichtung zählt. Es kommt dabei zu recht heftigen Wortgefechten, denn fast jeder einzelne hat gegen den einen oder andern irgend etwas auf dem Herzen: Herder gegen Schiller, Goethe gegen Wieland, Wieland gegen Herder. Momente treten ein, in denen Herder durch seine Arroganz den Groll des

Oberondichters wachruft, dem dieser daheim in einem entrüsteten Schreiben Luft macht: „Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große an anderen zu erkennen und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten, aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Wert so stark fühlt! Und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, andere zu necken und zu gecken, dann möchte ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben." Allein auch Wieland liebt es zuweilen seinem Spott freien Lauf zu lassen und dann, Herder zum Bundesgenossen nehmend, mit spöttischen Bemerkungen über Goethes theatralische Veranstaltungen und Redoutenaufzüge herzufallen, die jedoch der Angegriffene durch scharfe witzige Bonmots abwehrt. Der schwere Wein, den Einsiedel sehr reichlich servieren läßt, erhitzt die Gemüter und schürt das Feuer der Kontroversen, so daß Anna Amalie manchmal zur Mäßigung ermahnen oder die Tafel vorzeitig abbrechen muß. Bei solchen Gelegenheiten offenbart sie sich als die Hüterin des feinen gesellschaftlichen Taktes, zugleich als die Mittelsperson, welche die Differenzen ausgleicht und das Gespräch wieder auf ruhige Bahnen zu lenken weiß. Hier im Rahmen dieser Tafelunterhaltung, im Umgang mit Persönlichkeiten von ausgeprägter Individualität treten jene Fähigkeiten in Aktion, die Goethe, zweifellos in bezug auf sie, der Prinzessin Leonore im „Tasso" zugeschrieben hat:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.

Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt:
Wohin sich das Gespräch der Edlen wendet,
Ich folge leicht, denn mir wird leicht, zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt!"

* * *

Und auch die dritte der Künste — die Musik — geht in Anna Amaliens Salon nicht leer aus. Ihr ist ein kleiner behaglicher, in matter, graugrüner Farbe gehaltener Raum geweiht. Er schwimmt in einem traulichen Halbdunkel. Das Fortepiano steht noch so wie an jenem Tage, da Kammersänger Grave die jugendliche Henriette von Egloffstein akkompagnierte und sie mit rührendem Ausdruck sang:

„Darf ich nicht zu klagen wagen?
Darf ich Arme, jung und schwach,
Sagen, hören ohne Zagen,
Was Dein Mund so grausam sprach?

Ach, mein Herz kennt die Gefahren,
Kennt die Heiligkeit der Pflicht,
Aber dieses Herz verwahren,
Ach! das kann, das kann ich nicht!"

Zitternd verlieren sich die Töne in der dämmrigen Stimmung des Zimmers. Die Herzogin lauscht, in einen Sessel gelehnt, ganz versunken in das schwermütige Lied. Als die kleine Sängerin geendet hat, zieht sie diese zu sich heran und überhäuft sie mit Liebkosungen und Lob. Ein anderes Mal lädt sie die „schöne Krone" zu sich ein und läßt sich von ihr die neuesten Lieder Rousseaus vorsingen. Und die erste Darstellerin der Iphigenie bezaubert sie und ihre Zuhörer durch die vornehme attische Eleganz ihrer Erscheinung und durch die weiche sanfte Stimme, die ihrem ebenmäßigen schönen Antlitz entströmt. Zuweilen, in Stunden, in denen die Herzogin die Einsamkeit sucht und sich allein überlassen bleiben will, dringen auch Lautenklänge aus dem Musikzimmer in die Nachbarräume. Dann schwelgt sie selbst im Reich der Töne und improvisiert niedliche, muntere Melodien, die wie Reminiszenzen aus dem verklungenen Rokoko klingen und von jenem blühenden Arkadien Watteaus erzählen, das ihre Kindheit mit seinen Schäferweisen umspielt hat und das sie noch immer als ihre Heimat betrachtet.

Bis hinauf in die Mansarde rankt sich das farbenbunte Band der Geselligkeit im Wittumspalais empor. Hier oben hütet „Thusnelda" ihren Salon. An jedem Sonnabendmorgen kann man eine kleine Damengesellschaft

Frl. v. Wolfskeel Herzogin Amalie Charles Gore Herder
H. Meyer Goethe Elise Gore
Einsiedel Emilie Gore Frl. v. Göchhausen

Zeichnende Gesellschaft im Wittumspalais

Gemälde von G. M. Kraus

zu ihr hinaufpilgern sehen. Meist sind es dieselben: die liebliche und anmutige Wolfskeel, die schöne Henriette von Egloffstein, die fröhliche und stets zu allerlei Streichen aufgelegte Mimi von Oertel und die liebreizende Amalie von Imhoff. Charlotte von Stein gehört zum Kreise der regierenden Herzogin und nimmt nur selten teil an den geselligen Veranstaltungen in diesem Hause. Unter den Herren ist der unvermeidliche Einsiedel der häufigste Gast. Manchmal kommt Heinrich Meyer und gibt in seiner Züricher Mundart kleine Erzählungen zum besten, die von Naivität und Humor sprudeln. Leo von Seckendorff, Goethe, ja selbst der alte Wieland stellen sich zeitweilig ein.

Ein nicht zu unterschätzender Genuß, den Thusneldas Salon bietet, sind der Kaffee und die „Freundschaftsbrötchen", die sich in der ganzen Stadt der Berühmtheit erfreuen. Für die geistige Nahrung müssen die Gäste Sorge tragen, der eine durch ein Gedicht, der andere durch eine Komposition, der dritte durch eine amüsante Anekdote; so soll möglichst jeder zur Unterhaltung etwas beisteuern. Wenn die Gesellschaft nicht allzu groß ist, liest man ein dramatisches Werk mit verteilten Rollen, oder man beschäftigt sich mit der Lösung poetischer Fragen, wie zum Beispiel damit, was unter Schillers „Mädchen aus der Fremde" gemeint sei. Dazwischen erfreut Henriette von Egloffstein die Anwesenden durch ihren Gesang, oder Himmel setzt sich ans Klavier und spielt eine seiner Kompositionen. Hier werden ferner die Vorbereitungen getroffen, wenn es gilt, zu einer Geburtstagsfeier im herzoglichen Hause ein Festspiel aufzuführen. Das geht

zuweilen sehr flink von statten. Der Dichter — natürlich Goethe — erscheint und diktiert die Rollen einfach der kleinen Göchhausen in die Feder, während er selbst gravitätisch im Zimmer auf und ab schreitet und sich ab und zu an einem Glase Punsch labt. Die übrigen müssen dann sofort ihre Rollen memorieren und vorspielen. Da gibt's kein Maulspitzen, hier muß gepfiffen werden. Und unter der Regie des gestrengen Herrn Theaterdirektors ist das Ganze in drei Vormittagen schon soweit gediehen, daß es getrost den Weg auf die Bühne wagen kann.

Jahrelang blüht diese Institution der Göchhausenschen Freundschaftstage, nur mit kurzer Unterbrechung durch die Sommermonate, wenn die Herzogin ihren Hof nach Tiefurt oder Belvedere verlegt. Sie sind echte Kinder des empfindsamen Zeitalters in ihrem innigen Seelenweben, in ihrem gemeinsamen Erleben, in ihrer vertrauten Zwiesprache, in ihrem wechselseitigen Schwärmen, Himmelhochjauchzen, Genießen. Die Menschen, die sich hier vereinen, schlafen zwar nicht mehr mit Rosen unter dem Kopfkissen, dichten keine Elegien auf den Tod einer Nachtigall, schmücken nicht mehr mit blauen Bändern Schäfchen und graben sich in überschwenglicher Ekstase kein eigenes Grab im Garten, um selbst im scheinbaren Tode noch empfindsam zu schwärmen, aber ihnen allen hängt etwas an von dieser Gefühlstrunkenheit: ein leises Sehnen nach hingebungsvollem Aufgehen in der Seele des miterlebenden Freundes.

An einem der empfindsamen Morgenkaffees, als oben in der Mansarde zufällig lauter Damen versammelt

sind, Damen, die alle irgendein schwärmerisches Gefühl in ihrem Busen hegen, überrascht Goethe plötzlich die Gesellschaft durch sein Erscheinen. Er befindet sich in außerordentlich guter Laune, strömt über vor Liebenswürdigkeit, plaudert über hunderterlei Dinge, schimpft auf die steifen, unhaltbaren gesellschaftlichen Zustände, über ihre Hohlheit und Langeweile und kommt schließlich mit einem Vorschlag heraus, der zuerst allgemeines Staunen wachruft, schließlich jedoch einmütigen Beifall findet: man solle einen Verein für bessere Geselligkeit gründen und zwar nach alter Minnesängersitte eine — cour d'amour. Er kürt sofort als Partnerin Henriette von Egloffstein und erhält ihre Zustimmung; die übrigen treffen ebenso schnell ihre Wahl — selbst die Göchhausen findet ihren Seladon in Heinrich Meyer — und am nächsten Mittwoch siedeln nach dem Theater sieben Liebespaare in Goethes Wohnung über: Goethe mit Henriette, Schiller mit Frau von Wolzogen, Herr von Wolzogen mit Lotte Schiller, Einsiedel mit der Hofmarschallin von Egloffstein, ihr Gatte mit dem „Zwitschchen" Wolfskeel, Hauptmann von Egloffstein mit Amalie von Imhoff und „Kunschtmeyer" mit „Thusnelda". Der Liebeshof ist konstituiert. Den Damen wird die Verpflichtung auferlegt, für Essen zu sorgen, den Herren, die Getränke zu beschaffen. Alle befinden sich in der unternehmungslustigsten Stimmung und freuen sich der kecken Idee, die der fünfzigjährige Geheimrat ersonnen hat. Aber die freie fröhliche Unterhaltung, wie sie einst in den Tagen des lustigen Weimars herrschte, will nicht recht in Fluß gelangen. Goethe selbst legt ihr, vielleicht gegen seine

Absicht, durch kleinliche Pedanterie und formelle Steifheit Fesseln auf. Und sein trockenes Wesen teilt sich suggestiv allen andern mit. Statt charmanter Causerien, wie sie zwanzig Jahre vorher im „Wittumspalais" oder in Tiefurt gepflegt wurden, machen sich umständliche gelehrte Erörterungen breit; statt kecker geistsprühender Neckereien strömen schwerfällige Galanterien von den Lippen. Der Liebeshof verwandelt sich in eine Parodie auf sich selbst. Der letzte Rest von Empfindsamkeit ist dahin. Die Gemüter finden nicht mehr das seelische Band, das sie einst aneinander fesselte, wenigstens nicht jenes, das sie in ihren geselligen Freuden zusammenhielt. Enttäuscht und ernüchtert gehen sie auseinander. Der Liebeshof löst sich, kaum begründet, wieder auf. Nur Schiller bleibt, aber ihn hält ein anderes Band als das empfindsamer Geselligkeit, ihn hält der Freund, in dessen großer Gedankenwelt seine eigenen Ideen kreisen.

Romantik.

Es gibt ein Kupfer, das von Dequevauvilliers nach einem Gemälde von Lavreince gestochen ist und den Titel führt „Assemblée au salon“. Ein großer viereckiger Raum enthüllt sich vor den Augen. Breite, hohe, vom Fußboden bis zur Decke reichende Fenster, über denen schwere Portieren sich bauschen, bieten dem Tageslicht, das mit leuchtender Helle Parkett, Wände, Spiegel und Möbel übergießt, unbeschränkten Einlaß. Rokokoanmut spielt mit den Amoretten am Plafond, mit den Ornamenten der Türbögen, mit den Lüstern und Wandleuchtern, Spiegeln und Tischen, und nicht zuletzt mit den Menschen, die hier versammelt sind. Aber trotz aller strahlenden Helligkeit, trotz aller waltenden Grazie, weht aus dem Zimmer ernüchternde Kälte uns entgegen. Es scheint, als ob ein nachdenklicher Ernst sich aller fröhlichen Lebensgeister, die hier an Decke, Wänden und auf dem Parkett ihr Spiel treiben, plötzlich bemächtigt habe, und als ob eine traumschwere Müdigkeit auf den Augen dieser Damen und Herren laste. Verschwunden ist die heitere Sorglosigkeit, die sonst die Geselligkeit be-

herrschte, und statt ihrer macht sich behäbig die Langeweile breit. Zerschnitten ist infolgedessen die Harmonie der Gesellschaft, die sich nun in Gruppen auflöst und getrennt ihren Interessen nachgeht. Da sieht man eine Dame mit dem Federhütchen à la Marie Antoinette auf dem Kopf an einem Fenster sitzen, vertieft in die Lektüre eines Buches. Vielleicht ist es Rousseaus „Contrat social", der ihre Gedanken so völlig in Anspruch nimmt. In ihrer Nähe spielt ein Abbé mit einer schönen Partnerin Würfel, ohne Leidenschaft, nur um die Zeit totzuschlagen. Von einem Wandschirm halb verdeckt, plaudert am Kamin ein junges Paar; sie scheint ihm irgendwelche Vorwürfe zu machen, und er legt, seine Unschuld beteuernd, die Hand auf das Herz. Neben ihnen frönt eine Gruppe von Herren und Damen mit trockener Emsigkeit dem L'hombre. Und schließlich tummeln sich in der Mitte des Zimmers zwei spielende Hunde.

Wo sind die Schöngeister, die sonst den Salon belebten, die den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten, in der die Gesellschaft früher aufzugehen pflegte? Sie fehlen, und mit ihnen ist der Geist entwichen, der alle zu gemeinsamen Genüssen vereinte. D'Alembert gehört zu den Toten; er hat seine Freundin Lespinasse noch um sieben Jahre überlebt. Galiani deckt in Neapel der Rasen; seine Freundin, Madame Geoffrin, weilt längst nicht mehr unter den Lebenden; Diderot und Turgot sind tot; selbst die zähllebige und scheinbar nicht sterben wollende Marquise du Deffand hat als Dreiundachtzigjährige ihr Dasein beschlossen. Wo bietet sich Ersatz

Assemblée au salon

Stich nach Lavreince von Dequevauvilliers

für sie? Wo findet man die Köpfe, die vermöge ihres esprit, ihrer Leidenschaft, ihrer Talente eine Gesellschaft von dreißig bis vierzig Personen in Bann zu halten verstehen? Die wenigen Übriggebliebenen besitzen solche Fähigkeiten nur in geringem Maße oder überhaupt nicht. Beaumarchais feiert seine Triumphe im Theater. André Chénier, die dichterische Hoffnung Frankreichs, liebt die Stille oder nur den Kreis intimer Freunde. Mirabeau ist der einzige Held des Tages, und damit ist auch zugleich angedeutet, welche Luft im Salon weht.

Greift man den bedeutendsten aus der schwülen Vorabendstimmung der Revolution heraus, so kann es nur der Salon der Madame Necker sein. Man kennt die Motive, die dieses schlanke blonde Pastorentöchterlein, das in der Dorfeinsamkeit aufgewachsen war, aber trotzdem in „ciceronianischem" Stil Briefe schrieb, einst veranlaßten, einen Salon zu begründen. Nicht die Triebfeder aller Salongründungen des achtzehnten Jahrhunderts — Ehrgeiz, eine gesellschaftliche Rolle in Paris zu spielen — hatte sie dazu bewogen, sondern aufopferungsvolle Liebe für ihren Gatten, Liebe, die an Vergötterung grenzte. Ihr selbst fehlten eigentlich die Eigenschaften einer französischen Salondame. Weder in ihren Manieren, noch in der Sprache war etwas von der Art und dem Ton einer in der großen Welt und unter dem Einfluß einer feinen Kultur aufgewachsenen Frau zu spüren. Sie kleidete sich geschmacklos, wahrte keine Grazie in ihrer Haltung, trug ein allzukünstliches Wesen zur Schau. „Alles war prämeditiert" berichtet Marmontel. „Nichts floß aus der Quelle oder vermochte zu

täuschen; es war nicht für uns, es war nicht für sich selbst, daß sie alle diese Mühe auf sich nahm, es geschah für ihren Mann, der es seiner Frau überließ, dafür zu sorgen, daß die Konversation unterhalten wurde." Galiani spricht von ihrer „kalten Haltung des Anstandes" und Morellet rügt ihre Strenge, die „dem freien Austausch der Gedanken hinderlich gewesen" sei. Unter solchen Umständen bot sich für die Literatur keine besonders günstige Pflegestätte in ihrem Salon. Madame Necker selbst vermochte wohl über Literatur zu reden, aber vielleicht tat sie es nicht mit der erforderlichen Verve. Und da ihr Gatte obendrein meinte, daß seine Frau die Philosophen und Schriftsteller viel zu hoch einschätze, so mag sie in seinem Interesse, dem sie jedes Opfer freudig darbrachte, ihre gewiß vorhandenen literarischen Neigungen ein wenig unterdrückt haben. Man stellte auch gar keine literarischen Anforderungen an ihren Salon. Als Madame Necker ihren Gästen einmal einen ganz außerordentlichen Genuß bereiten wollte, indem sie Bernardin de Saint-Pierre einlud, seine Meisternovelle „Paul et Virginie" in ihrem Kreis vorzulesen, schlief Buffon während der Lektüre ein, die anderen lächelten boshaft und die Damen verbargen schnell ihre Tränen, die sie dem Schicksal Virginies gern nachgeweint hätten. Die Bedeutung des Neckerschen Salons wurzelte eben in der Politik. Mit dem Augenblick, da Madame Necker ihre Wünsche in Erfüllung gehen sah, d. h. ihr Gatte zum Generaldirektor der französischen Finanzen berufen wurde, hatte ihr Salon eigentlich seinen Zweck erreicht. Daß er trotzdem noch ein Anziehungspunkt

der gebildeten Gesellschaft blieb, darf vielleicht weniger Madame Necker, als ihrer Tochter, die nun auf den Plan trat, zugute geschrieben werden.

Anna Louise Germaine war ein überaus früh entwickeltes Kind. Die beständige Gegenwart so vieler bedeutender Männer in dem Hause ihrer Eltern trug dazu bei, daß ihre geistigen Fähigkeiten vor der Zeit reiften. Als sie noch ein kleines Mädchen war, behandelten sie schon die Schöngeister mit einer Galanterie, wie sie einer Dame gebührt. Sie hockte gewöhnlich neben dem Lehnsessel ihrer Mutter auf einem niedrigen Holzstuhl, unbeweglich still, ohne mitzureden, aber doch allem Gesprochenen ein aufmerksames Ohr leihend. Marmontel, Grimm, der Abbé Raynal liebten es, sich mit ihr zu beschäftigen; sie zogen sie zuweilen ins Gespräch, fragten nach dem, was sie gelesen habe, brachten ihr Bücher und weckten ihren Geist auf alle erdenkliche Weise. Als Zwölfjährige schrieb sie bereits eine Komödie, die, nach dem Urteil Grimms, nicht nur für ihr Alter merkwürdig war, sondern die auch allen derartigen Produktionen, die ihr zum Muster gedient hatten, weit überlegen schien.

Mit fünfzehn Jahren verfaßte sie juristische und politische Abhandlungen. Und wie tief sie geschichtsphilosophische Fragen berührten, zeigt ihre Lektüre von Montesquieus Buch „De l'Esprit des Lois", das sie mit eigenen Randbemerkungen versah. Zugleich mit den literarischen entwickelten sich Germaines gesellschaftliche Fähigkeiten, und so kam es, daß sie allmählich die Rolle ihrer Mutter übernahm. Selbst als sie mit dem schwedischen Gesandten Eric Magnus Baron Staël von

Holstein eine Konvenienzehe geschlossen hatte und nun selbst einen Salon besaß, konnte man sie häufig in der Rue Bergère antreffen, um an Stelle ihrer leidenden Mutter die Gäste zu empfangen.

In den Schreckenstagen der Revolution nahm Necker seinen Abschied als Minister und zog sich mit seiner Frau nach Coppet zurück. Der Salon der Madame Necker hörte auf zu existieren, wie so viele andere, die aus Furcht vor der Revolution ihre Tore schlossen. Jetzt blieb Frau von Staëls Haus der einzige Salon in Paris. In ihm wehte die Luft der Revolution, denn Germaine war eine begeisterte Freiheitsschwärmerin und erhoffte von der Staatsumwälzung eine Genesung Frankreichs. So wurde ihr Haus der Tummelplatz politischer Pläne und Intrigen. Das veranlaßte schließlich im Jahre 1792 den Wohlfahrtsausschuß, sie aus Paris zu verbannen.

Nach dem 9. Thermidor kehrte Frau von Staël wieder in die Residenz zurück. Abermals wurde ihr Haus der Sammelpunkt bedeutender Männer. Aber es waren zum großen Teil neue Gesichter, denen man hier begegnete. Da sah man Benjamin Constant, den künftigen berühmten Verfasser des „Adolphe", den Dramatiker Marie Joseph Chénier, von dessen „Karl IX." Danton meinte, er würde das Königtum töten, wie „Figaro" den Adel vernichtet hatte; da sah man Louvet de Couvray, den erfolgreichen Verfasser des „Chevalier de Faublas", Roederer, Daunou und viele andere. Doch auch die Atmosphäre war eine andere geworden. Den begeisterten Republikaner Constant verwirrten etwas die vielen herrschenden Strömungen in diesem Salon. „Unter-

hielt ich mich mit der siegreichen republikanischen Partei," schreibt er, „so hörte ich sagen, man müsse den Anarchisten den Kopf abschneiden und die Emigrierten standrechtlich erschießen. Näherte ich mich der kleinen Schar verkleideter Terroristen, die den Schrecken überdauert hatten, so hieß es, die neue Regierung, die Emigrés und die Fremden müßten vernichtet werden. Versuchte ich es hierauf mich dem trügerischen Reiz der vermittelnden Meinung von Schriftstellern hinzugeben, die mit salbungsvoller Miene Rückkehr zur Moral und Gerechtigkeit empfahlen, so gab man mir beim zweiten Satz zu verstehen, daß Frankreich eines Königs nicht entraten könne, was mich nicht wenig außer Fassung brachte. Ich wußte wirklich nicht, was mit meiner republikanischen Begeisterung anzufangen sei."

Und noch eine andere Strömung, deren Constant nicht Erwähnung tut, machte sich in Frau von Staëls Salon breit: der Groll gegen die aufstrebende Macht Napoleons. Zuerst war er ihr als ein Held erschienen, den sie mit Scipio und Tancred verglichen hatte. Doch seit dem ersten Augenblick ihrer persönlichen Bekanntschaft zerrann ihr Traum. Napoleon beachtete sie nicht, die gefeierte Schriftstellerin und politische Wortführerin. Daß dieser Held an ihrem Salon, von dem aus sie den Staat zu regieren glaubte, achtlos vorüberging, daß er ihre politische schriftstellerische Tätigkeit mit Verachtung strafte, mußte ihre Eitelkeit aufs schwerste verletzen und einen unerbittlichen Haß gegen den „Tyrannen" in ihrer Seele zum Aufflammen bringen. Nichts Geringeres erstrebte sie, als den ersten Konsul zu stürzen. Aber Napoleon

kam ihr zuvor. Als seine Geduld ihren boshaften Angriffen gegenüber, die sie unvorsichtig in die Öffentlichkeit streute, schließlich zu Ende ging, verbannte er sie aus Paris mit dem Befehl, es nie wieder zu betreten. Aber die verwegene Frau, die sich nun auf Reisen durch Europa herumtrieb, kehrte doch ab und zu nach Paris zurück, spann Intrigen, um dann aufs neue wieder entfernt zu werden.

Die Gründe des Napoleonhasses der Frau von Staël sind in ihrer romantischen Natur zu suchen. Ihr freiheitsdurstiger, beweglicher Geist konnte sich mit der besonnenen, tief durchdachten klassischen Linie der napoleonischen Staatskunst nicht befreunden. Sie selbst gehörte ja auch zu den literarischen Wortführerinnen der Romantik, jener Romantik, die das Eigentümliche ihres Wesens nicht in dem Mittelalterlich-Christlichen, sondern in dem Fremdländischen suchte. Schon in ihren ersten poetischen Gestaltungen spielen sich die Liebesgeschichten in Urwäldern oder in zypressenbeschatteten Parks ab, treten Wilde auf, feiert die Phantasie im Exotismus Orgien. An sie schlossen sich die beiden bedeutendsten französischen Romantiker an, Chateaubriand und Constant. Und dadurch, daß sie mit August Wilhelm Schlegel Freundschaft schloß, wurde sie gewissermaßen der Mittelpunkt, in dem die Fäden der deutschen und französischen Romantik zusammenliefen. Sie war es, die ihren Landsleuten zum ersten Male das deutsche Geistesleben näherrückte, dieses Geistesleben, das damals so vielgestaltige Formen fand und das Goethe von Weimar aus unbewußt regierte.

Das griechische Souper.

Man weiß, welch eine Wichtigkeit die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts dem Souper beimaß. Eine so geistreiche Frau wie Madame du Deffand nannte es sogar „einen der vier Hauptpunkte des Menschen". Man trieb Luxus mit solchen Eßgelegenheiten und suchte die erdenklichsten Variationen für sie auszusinnen. Die Marschallin von Luxembourg fand, daß die Damen nicht genug zur Unterhaltung beitrügen, und arrangierte darum Mahlzeiten, bei denen nur Herren anwesend sein durften, während sie allein die Weiblichkeit vertrat. Gewissermaßen als Opposition zu dieser Idee veranstaltete die Gräfin de Custine Soupers, die ausschließlich im Damenkreis stattfanden.

Auch für Überraschungen war gesorgt, Überraschungen, die sich nicht immer durch witzige Erfindung auszeichneten. Von der Herzogin Mazarin wird berichtet, daß sie bei einem Souper, das sie für sechzig Personen gab, in der Mitte der Tafel eine große Pastete hatte aufstellen lassen. Als diese auf ein gegebenes Zeichen der Herzogin geöffnet wurde, flogen etwa hundert

lebende Vögel heraus, die sich in den sorgfältig frisierten Haaren der Damen verfingen. Natürlich erhob sich ein großes Geschrei; man konnte nicht schnell genug die Vögel lösen, mußte von der Tafel aufstehen und verwünschte den törichten Scherz.

Solche Ereignisse bildeten oft tagelang in Paris und außerhalb der Residenz Gesprächsstoff für die Gesellschaft. Das größte Aufsehen erregte in dieser Beziehung ein griechisches Souper, über das die abenteuerlichsten Gerüchte allerorts kursierten. In Versailles ereiferte sich der König über den hierbei entfalteten Luxus und schätzte dessen Kosten auf zwanzigtausend Franken, in Rom sprach man schon von vierzigtausend, in Wien stieg die Summe auf sechzigtausend und in Petersburg schlug man den Rekord mit achtzigtausend, während in Wirklichkeit dieses antike Abendessen fünfzehn Franken verschlungen hatte.

Die Gastgeberin war die talentvolle Malerin Vigée-Lebrun. Man kennt sie aus ihrem im Louvre hängenden Selbstporträt, das in vielen Reproduktionen durch die Welt läuft. Es zeigt sie in ihrer ganzen liebenswürdigen Anmut als junge Mutter. Dunkles Lockenhaar kräuselt sich um ihre Stirn, unter der klare, tiefe Augen hervorblicken, die in Glückseligkeit strahlen über das reizende kleine Töchterchen, das sich so liebevoll an ihren Hals schmiegt. Eine Erscheinung, deren Lieblichkeit dazu angetan ist, in dem kältesten Herzen Bewunderung zu wecken. Und diese ist ihr auch im reichsten Maße gezollt worden, teils ihrer Schönheit, teils ihrem Talent. Sie hatte die Erbschaft Rosalba Carrieras angetreten,

Die Malerin Vigée-Lebrun und ihre Tochter

Nach einem Kohledruck von Braun & Co., Dornach i. Elsaß — Selbstporträt

die zurzeit der Regence die gesuchteste Porträtistin der Hautevolée gewesen war. Ununterbrochen rollten vor ihrer Wohnung in der Rue de Cléry die Equipagen vor, denen vornehme Damen entstiegen. Es kamen Tage, an denen drei Sitzungen in ihrem Atelier stattfanden, Tage, die von Arbeit ausgefüllt waren und keine Muße für die Pflege anderer Interessen boten, insbesondere der Musik, die sie nächst der Malerei am meisten liebte. Nur Sonntags öffnete sie ihr Atelier zwei Stunden dem Besuch, und hin und wieder gab sie musikalische Soireen, welche die musikliebende Welt von Paris in ihren bescheidenen Räumen vereinten.

Madame Lebrun bewohnte ein großes, reich ausgestattetes Quartier, aber zu ihrer eignen Verfügung hatte sie nur ein kleines Vorzimmer und ein Schlafgemach. Ersteres, das ziemlich einfach ausgestattet war, diente ihr als Salon. Hier empfing sie Marquisen und Marschälle, Gelehrte und Künstler, kurzum alles, was Paris an Männern und Frauen von Talent und Geist besaß. Die Gäste erschienen oft so zahlreich, daß manche sich genötigt sahen, in Ermangelung eines Stuhles auf dem Fußboden Platz zu nehmen. Aber man beklagte sich nicht darüber, denn die Genüsse, die man vorfand, machten alle Unbequemlichkeit vergessen. Berühmte Komponisten wie Grétry und Sachini spielten hier Bruchstücke aus ihren Opern vor; Garat, dessen biegsame Kehle keine Schwierigkeiten kannte, sang Gluck so vollendet, daß nicht nur Gluckisten in hellem Enthusiasmus jubelten. Damals tobte der Streit zwischen den Piccinisten und Gluckisten, d. h. den Anhängern Piccinis und den Anhängern Glucks,

der so erbittert geführt wurde, daß sich ernste Zwistigkeiten, ja sogar Duelle daraus entspannen. Bei Kammermusikvorträgen glänzte der Geiger Viotti durch sein anmutiges, kraft- und ausdrucksvolles Spiel, während als Pianistin Madame de Montgeron sich auszeichnete. Und noch viele andere bedeutende Künstler der damaligen Zeit konnte man in Madame Lebruns Salon antreffen, Künstler wie Maëstrino, Jarnovick, Asvédo. Sie alle brachten ihr Bestes zu Gehör und waren stolz auf den Beifall, der ihnen von dieser kunstverständigen Gesellschaft entgegenrauschte.

Die Auserwählten unter ihren Gästen, darunter den Abbé Dellile, den Dichter Lebrun, den Chevalier de Boufflers, den Vicomte de Ségur, lud Madame Lebrun zu ihrem Souper. Diese Abendmahlzeiten gehörten zu den amüsantesten in Paris. Da es lauter witzige Menschen waren, die um den Tisch saßen, so herrschte die gemütlichste Stimmung. Die Vertraulichkeit, in der die meisten zueinander standen, bannte alle Steifheit und gab nur munterem Behagen Raum. Über Politik sprach man nie, desto mehr über Literatur. Aber die angenehmste Unterhaltung fand man an den Tagesgeschichten, die einzelne in unerschöpflicher Fülle auf der Zunge hatten und die sie so humorvoll zu erzählen wußten, daß die übrigen aus dem Lachen gar nicht herauskamen und kaum merkten, wie die Stunden verrannen und die Uhr Mitternacht geschlagen hatte.

Alle diese Veranstaltungen wurden jedoch durch das „griechische Souper" in den Schatten gestellt. Das ganze war mehr improvisiert als sorgfältig vorbereitet.

An einem Abend sollte wie gewöhnlich ein kleines Essen stattfinden, zu dem etwa zwölf bis fünfzehn Personen geladen waren. Auf dem Programme stand eine Vorlesung des Dichters Lebrun. Wie immer hatte auch diesmal der Speisezettel keine übermäßige Fülle aufzuweisen. Es gab zwei Schüsseln Gemüse, Aal, Poularde und einen mit Korinthen gebackenen Honigkuchen. Zufällig las Monsieur Vigée am selben Tage im Atelier seiner Schwester eine Reisebeschreibung vor, in der ein griechisches Gastmahl mit allen Speisen und Saucen geschildert wurde. Er meinte scherzend: „Das müßte man heute Abend zu kosten geben". Und sofort setzte sich Madame Lebrun in Einvernehmen mit ihrer Köchin und ordnete an, daß der Aal und die Poularde mit griechischen Saucen, deren Zubereitung sie genau angab, serviert werden mögen. Gleichzeitig beschloß sie, dem Souper auch äußerlich einen einheitlichen antiken Charakter zu geben, lieh sich von dem Grafen de Parois etruskische Vasen aus und legte für die Gäste griechische Gewänder zurecht, die sie in großer Anzahl besaß. Die eingeladenen Damen und Herren gingen freudig auf den Scherz ein, und um halb zehn Uhr saß eine muntere hellenische Gesellschaft um den Tisch, ließ sich die antikisierten Gerichte schmecken und trank dazu eine Flasche alten Cypernwein aus altrömischen Schalen.

Oben an der Tafel präsidierte der Dichter Lebrun in einem purpurroten Mantel als Anakreon. Der Puder war aus seinen Haaren entfernt, die Locken waren aufgelöst und auf dem Haupte wiegte sich ein Lorbeerkranz. Der Marquis de Cubières stellte einen Rhapsoden vor

in stolzer Tunika, im Arm eine vergoldete Lyra, in die er seine Gitarre verwandelt hatte. Waschechte Athenerinnen schienen Madame Chalgrin, Madame de Bonneuil und Madame Vigée zu sein, Athenerinnen von auserlesener Schönheit, besonders Madame Vigée, welche die wunderbarsten Augen der Welt besaß. Aber sie alle übertraf Madame Lebrun, zu deren schlankem biegsamen Körper das griechische Gewand am besten paßte. Sie trug außerdem einen Schleier und einen Blumenkranz im Haar.

Kein Wunder, daß der Graf de Vaudreuil, der als spätester Gast eintrat, angesichts dieser maskierten Gesellschaft verblüfft in der Tür stehen blieb, im ersten Augenblick unschlüssig, ob ein Traum ihn äffe oder ob er wirklich zu einem Symposion im alten Hellas hingeraten sei. Erst als Cubières seine Lyra erklingen ließ und die ganze Gesellschaft einstimmte in den Chor von Gluck „Le dieu de Paphos et de Gnide", erholte er sich von seinem Staunen und mischte sich mit seinem Begleiter unter die Anwesenden, mit denen er, abwechselnd an Lebruns Vortrag anakreontischer Oden und an Cubières Spiel auf der Lyra sich ergötzend, bis tief in die Nacht hinein zusammensaß. Der Graf amüsierte sich königlich und trug seine Begeisterung über den wohlgelungenen Abend in alle Gesellschaftskreise von Paris. Es mag sein, daß er auch manches hinzugedichtet hat, denn sonst hätten sich gewiß nicht solche unsinnige Gerüchte verbreitet. Jedenfalls bildete das „griechische Souper" eine Zeitlang das gesellschaftliche Ereignis der Saison, und alle, die an ihm nicht teilgenommen hatten,

vergossen fast Tränen der Eifersucht oder machten durch Übertreibungen oder böse Nachreden, die sie Madame Lebrun anhingen, ihrem Groll Luft. Doch der Anakreon ihres helleniſchen Gastmahls warf sich zu ihrem Verteidiger auf und dichtete in flammender Entrüstung:

„Der Ruhm hat Stürme zu erleben, die sich jagen;
Die Mißgunst ist es, die Talente schmäht,
Und alles, was als schön und als Verdienst besteht,
Muß dieses bösen Ungetümes Neid ertragen.
Doch niemand mehr als du verdienst ihn, ich gesteh's,
Du, deren Pinsel kraftvoll malte die Porträts;
O nein! dich hat man nicht als Frau mit Ruhm bedacht:
Der Neid hat recht; sein übermäßig Schmähen,
Es wirkt wie Schlangengift, du wirst es sehen,
Das hat dich mehr als unser Urteil zum Genie gemacht!"

Allein ob sich auch Verteidiger für Madame Lebrun in die Schanze schlugen, es war und blieb gefährlich in jenen unheilsschwangeren achtziger Jahren, einerlei auf welche Weise, in den Ruf eines Verkünders des heiteren Lebensgenusses zu kommen. Darum hütete man sorgfältig die Geselligkeit in den vier Pfählen seines Hauses und verhinderte nach Möglichkeit, daß sie an die Öffentlichkeit drang, denn der Pöbel grollte auf den Straßen und sah mit wutverzerrten Gesichtern hinauf zu den Fenstern, hinter denen die Reichen den Becher der Freude tranken. Er machte keinen Unterschied zwischen Salon und Freudenhaus; er haßte alles, was sich Genüssen hingab, die ihm versagt waren. Wenn die vornehmen Herren und Damen zu den Gesellschaften fuhren, wur-

den sie häufig vom Volke beschimpft, das die Fäuste ballte und ihnen nachrief: „Im nächsten Jahre werdet Ihr hinter Euren Wagen stehen und wir werden darinsitzen".

Auch auf Madame Lebrun hatte es der Pöbel abgesehen. Das Gerücht von dem „Zwanzigtausendfranksouper" konnte nur dazu beitragen, den Haß gegen sie zu schüren. Als sie im Jahre 1789 ihr neues Haus in der Rue du Gros-Chenet bezog, mußte sie bald wahrnehmen, daß man durch die Luftlöcher Schwefel in ihren Keller geworfen hatte. Und wenn sie sich am Fenster sehen ließ, drohten grobe Sansculottes mit der Faust zu ihr hinauf. Die Gesellschaft befand sich in völliger Ratlosigkeit. Die Nationalgarde, auf die einige noch ihre Hoffnung setzten, bestand aus so verdächtigen Elementen, daß sie eher Furcht als ein Gefühl der Sicherheit einflößte. Wer es irgendwie bewerkstelligen konnte, packte seine Sachen und floh. Schließlich reifte in Madame Lebrun ebenfalls der Gedanke zur Flucht. Am Tage, an dem sie sich zur Abfahrt rüstete, betraten plötzlich Nationalgardisten ihren Salon. Die meisten von ihnen waren betrunken, trugen zerfetzte Kleider und hatten entsetzliche Gesichter. Sie wandten sich an sie und forderten energisch: „Sie werden nicht abreisen, Bürgerin, Sie werden nicht reisen". Nachdem sie eine Weile im Salon getobt und die gemeinsten Schimpfworte ausgestoßen hatten, gingen sie. Wohlmeinende Freunde rieten Madame Lebrun zu fliehen und zwar nicht im eigenen Wagen, sondern mit der Diligence. Auf diesem Wege verließ sie mit ihrem Töchterchen und deren Gouvernante

am 5. Oktober Paris. Am selben Tage wurden der König und die Königin inmitten bewaffneten Volkes von Versailles nach der Residenz gebracht.

Es war eine schreckliche Fahrt. Zu ihren Reisegefährten gehörte ein schmutziger, wie die Pest stinkender Mensch, der sich seiner Diebstähle brüstete und unaufhörlich davon sprach, daß er diese oder jene Personen an der Laterne aufhängen werde. Der andere entpuppte sich als ein Jakobiner aus Grenoble, der beständig revolutionäre Reden hielt und allen Neugierigen, die auf den Stationen an die Diligencetür kamen, um über die Ereignisse in Paris etwas zu vernehmen, mit kreischender Stimme zurief: „Seid ruhig, meine Kinder, wir halten den Bäcker und die Bäckerin in Paris fest. Wir schreiben ihnen eine Staatsverfassung vor, sie werden zur Annahme gezwungen und alles ist beendet.“ In Lyon wurde Madame Lebrun von ihren unliebsamen Reisegefährten erlöst. Drei Tage hielt sie sich bei einer befreundeten Familie auf. Dann mietete sie einen Fuhrmann und fuhr in der Richtung nach der Schweiz weiter. Sie atmete auf, als sie die Brücke Beauvoisin überschritten hatte. Hinter ihr lag Frankreich, sie war gerettet. Aber ihre Gedanken eilten nach Paris zurück, zu den Freunden, von denen so mancher, der an ihren Soupers teilgenommen hatte, unter der Guillotine verblutete.

Madame Récamiers Salon.

Nach dem 9. Thermidor machten in Paris drei Frauen von sich reden. Man nannte sie „die drei Grazien des Direktoriums". Es waren Josephine Beauharnais, Madame Tallien und Madame Récamier. Wäre der Sohn des Priamus in die Lage gekommen, einer von ihnen den Schönheitspreis zuzuerkennen, er würde ihn der letzteren zugesprochen haben. Vor dem wunderbar harmonischen Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt mußte selbst Josephinens klassische Schönheit zurücktreten; und Madame Talliens glänzende Erscheinung verblich angesichts der anspruchsloseren, aber viel anmutigeren ihrer Rivalin. Juliette Récamiers Schönheit hatte die Eigentümlichkeit, daß sie auf den ersten Blick mehr anziehend als blendend erschien; doch je länger man sie sah, um so schöner fand man sie. Dann kamen alle Vorzüge ihres Außern zur Geltung, ihre biegsame elegante Figur, ihr herrlich geformter Hals, ihr perlweißer Teint, ihr kastanienbraunes krauses Haar, ihre feine regelmäßige, echt französische Nase, ihr jungfräuliches Gesicht, — dann glich sie mit allen ihren entzückenden Reizen einer Raffaelschen Madonna.

Madame Récamier

Nach einem Kohledruck
von Braun & Co., Dornach i. Elsaß

Bildnis von Fr. Gérard

Und doch — Worte reichen nicht aus, um ihre Schönheit zu beschreiben. Man muß die Malerei zu Hilfe nehmen. Aber selbst die Kunst eines Gérard und David hat sie nicht zu erschöpfen vermocht. Vielleicht tritt sie einem am deutlichsten entgegen, wenn man die Wirkung schildert, die sie auf die Zeitgenossen ausübte. Als sie einmal gebeten wurde, an einem Sonntag in der Kirche St. Roch die Kollekte zu übernehmen, da füllte sich das Gotteshaus auf dieses Gerücht hin so mit Menschen, daß viele die Kandelaber und Seitenaltäre erkletterten, um nur den Anblick zu genießen, wie sie mit dem Klingbeutel die Reihen der Gläubigen durchschritt; und das Resultat dieser Kollekte betrug zwanzigtausend Franken. Bei ihrer Anwesenheit in England brachte das Publikum ihr spontane Huldigungen dar, die Zeitungen schrieben lange Artikel über ihre Schönheit, und in vielen Häusern sah man ihr Bild — ihr Bild machte förmlich eine Reise um die Welt. Chamisso behauptet, er habe sogar eines in chinesischer Ausführung gesehen.

Madame Récamier hatte schon vor ihrer Verheiratung, als sie noch Juliette Bernard hieß, weitgehende Aufmerksamkeit in der vornehmen Welt erregt, denn ihre Eltern — der Vater war Oberfinanzeinnehmer — lebten auf ziemlich großem Fuße, hatten im Theater français eine eigene Loge und gaben öfters Gesellschaften in ihrem Hause. Hier lernte sie auch ihren künftigen Gatten kennen, den Bankier Jacques-Rose Récamier, einen stattlichen geschäftstüchtigen Mann, der es durch glückliche Spekulationen während der Revolutionsjahre zu großem

Reichtum gebracht hatte. Der an der Schwelle der Vierziger stehende, an Wohlleben und Luxus gewöhnte Herr suchte gewiß nur eine Anziehungskraft für sein Haus, als er um Juliette warb, obwohl er einem Freunde gegenüber beteuerte, daß er eine zärtliche und aufrichtige Neigung für sie hegte. Die fünfzehnjährige Juliette fand nicht viel Zeit zur Überlegung; sie mochte den Bewerber gut leiden, wie eben ein Kind den Freund der Eltern gern hat, willigte ein, und zwei Monate später war sie seine Frau.

Madame Récamier erfüllte die Hoffnung ihres Gatten in bezug auf gesellschaftliche Repräsentation in einer Weise, wie er es nicht besser hätte erwarten können. Schon in ihrer ersten Wohnung in der Rue du Mail entwickelte sich geselliges Leben. In aller Herrlichkeit erblühte ihr Salon jedoch erst, als Juliettens Gatte von Frau von Staël ein Haus in der Rue du Montblanc erwarb. Diese Kaufangelegenheit führte die beiden berühmten Damen zusammen, und aus dieser flüchtigen Bekanntschaft erwuchs dann eine Freundschaft, die zwanzig Jahre anhielt. Durch Frau von Staël kam Juliette in nähere Berührung mit den literarischen Kreisen, denen nun fortan ihr Salon sich öffnete, und bald, zurzeit des Konsulats, umfaßte er ein kleines Reich der Geselligkeit, in dem sie, nach den Worten Saint-Beuves, als „die glänzende, gefeierte jüngste Königin der Eleganz" herrschte.

Ihre großen Empfänge fanden Montags statt. Dann versammelte sich in ihrem Hause eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft von Dichtern, Malern, Philosophen, neugebackenen Generälen, Kaufleuten, Parvenüs und

Ausländern, darunter namentlich jungen Engländern. Da sah man den jugendlichen Eugen Beauharnais, der Juliette heimlich einmal einen Ring entwand und sie bat, ihn zur Erinnerung behalten zu dürfen. Da sah man Lucien Bonaparte, auf den Juliettens Schönheit einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß es fast schien, als ob er unter ihrer Wirkung seinen lasterhaften Lebenswandel mäßigen würde. Aber er besserte sich nur vorübergehend. Nachdem die angebetete Frau seine stürmischen Bewerbungen mit kühler Reserve zurückgewiesen hatte, und er eingesehen, daß seine Hoffnungen vergeblich seien, nahm er die gewohnten Zerstreuungen wieder auf. Napoleon verkehrte nicht in Madame Récamiers Salon. Einmal soll er ihr jedoch bei einem Feste im Hause des Bruders begegnet sein und beim Gespräch nicht recht taktvoll auf die Neigung Luciens angespielt haben. Moreau, dessen Verstimmung gegen den ersten Konsul sich bereits regte, gehörte gleichfalls zu Madame Récamiers Getreuen. Sie wußte um seine und Bernadottes umstürzlerische Absichten, wohnte auch später den Prozeßverhandlungen gegen Moreau bei, bis Napoleon sie ersuchen ließ, im Interesse des Angeklagten fern zu bleiben. Ebenso weilte Bernadotte häufig in ihrem Kreise. Zu ihren intimsten Freunden zählten die beiden Vettern Adrien und Mathieu de Montmorency. Für den ersteren, der später gleich Moreau ins Exil geschickt wurde, scheint sie, wenn man einem Schriftstück Benjamin Constants Glauben schenken will, sogar ein leises Gefühl der Liebe in ihrem Herzen gehegt zu haben. Von Malern standen Fleury Richard, ein Schüler des Klassi-

ziſten David, und der Porträtkünſtler Gérard ihr nahe. Die Dichterwelt wurde vornehmlich vertreten durch Conſtant und Gabriel Legouvé, der damals gerade mit ſeiner Dichtung „Le mérite des femmes“ einen großen Erfolg erzielte. Auch Deutſche, die Paris einen Beſuch abſtatteten, wie zum Beiſpiel der ehemalige Hofkapellmeiſter Friedrichs des Großen, Johann Friedrich Reichardt, und der Schriftſteller Auguſt von Kotzebue, wurden in Madame Récamiers Salon liebenswürdig empfangen.

Sie ſelbſt erſchien bei den Soireen meiſt à l'athénienne gekleidet, in einem ſchlichten, weißen, läſſig ſich an den Körper anſchmiegenden Atlasgewande, Hals und Arme entblößt, das Haar einfach gelockt und mit einem breiten ſchwarzen Samtbande zuſammengehalten. Außer Perlen vermied ſie jeden anderen Schmuck, wie ſie überhaupt durch vornehme Einfachheit ihrer Tracht ſich hervortat. Liebenswürdigkeit war der große Vorzug ihres Weſens im geſelligen Verkehr. Wie höflich und ſchalkhaft zugleich verſtand ſie es, irgendeinen berühmten Dichter oder Schauſpieler zum Vortrag zu bewegen! Ihrer Aufforderung konnte niemand widerſtehen. Schon der Aufſchlag ihrer Augen war eine unausgeſprochene Bitte, die einem ſanften Befehl glich. Sie faszinierte alle durch ihre Erſcheinung. Wenn die Gäſte einander fremd waren und die Unterhaltung trotz der Bemühungen einzelner Schöngeiſter nicht recht in Fluß kommen wollte, ſo brauchte es nur ihrer Gegenwart, um das natürliche Band wieder herzuſtellen. Sie ſagte jedem ein freundliches Wort, machte die Anweſenden mit paſſenden Empfehlungen untereinander bekannt und ebnete auf dieſe

Weise das Niveau für die Konversation. Die Kunst der Rokokodamen, mit philosophischen Floskeln oder Paradoxen zu jonglieren, beherrschte sie nicht; aber sie besaß gesunden Verstand, vorurteilfreies Denken und richtige Empfindung für alles, was edel und schön ist, und wo es sich darum handelte, diese zur Geltung zu bringen, hielt sie mit ihren Ansichten nicht zurück. Madame Récamier suchte ihre Gäste auf die mannigfaltigste Art zu unterhalten. Zuweilen veranstaltete sie Konzerte, an denen die berühmtesten Musiker von Paris mitwirkten. Die größte Freude bereitete sie allen, wenn sie einen Solotanz aufführte. Sie tanzte unnachahmlich schön, insbesondere einen „Shawltanz", den Frau von Staël in ihrer „Korinna" verewigt hat. Es war, als lebte in ihren geschmeidigen Bewegungen, in den kunstvollen Verschlingungen des Shawls die Grazie der Antike auf, um über die Gesellschaft zu triumphieren, wie fünfzig Jahre vorher ihre anmutige Rivalin, die Grazie des Rokoko.

Wenn der Sommer mit seiner Hitze den Aufenthalt in Paris unerträglich machte, dann wanderte Madame Récamiers Salon aus und ließ sich in dem reizenden ländlichen Schloß Clichy-la-Garenne nieder. Ein neues Arkadien blühte hier auf, das romantische Arkadien des Empire. Schon im Laufe des Vormittags füllt sich das Schlößchen mit Gästen. Wenn Madame Récamier mit ihrer Mutter aus der Messe kommt, findet sie bereits vor Junot, Bernadotte und Camille Jordan. Später stellen sich ein die Vettern Montmorency, General Moreau, der berühmte Schauspieler Talma und ver-

schiedene vornehme Engländer. Bei der Mittagstafel entspinnt sich eine rege Unterhaltung, die bald Krieg und Politik, bald Kunst und Literatur berührt. Da so viele Söhne Albions zugegen sind, wird das Gespräch auf England gelenkt. Man zieht Vergleiche zwischen dem Inselande und Frankreich und sucht die Verdienste beider Nationen herauszustreichen. Nach der Mahlzeit zerstreuen sich die Gäste: einige setzen bei einer Tasse Mokka die begonnenen Gespräche fort, andere suchen die schattige Kühle des Parks auf. Später findet sich die Gesellschaft wieder zusammen, um einer Vorlesung Talmas beizuwohnen. Der berühmte Schauspieler liest eine Szene aus „Othello" und die Erzählung Macbeths in der Bearbeitung Ducis'. Mit atemloser Spannung folgen alle dem Vortrag. Wie haben sich die Zeiten verändert! In Madame Geoffrins Salon hätte es niemand gewagt, Shakespeare zu deklamieren, denn noch dem französischen Shakespeareübersetzer Jean François Ducis warf man es vor, daß er ein so gräßliches Sujet wie Macbeth auf die Bühne brachte, obgleich er in seiner Bearbeitung den Stoff wesentlich gemildert hatte. Aber die Revolution gewöhnte die Gemüter an das Schreckliche, und so begannen sie, es auch in der Dichtung zu vertragen. Nach Talmas Deklamationen singt Madame Récamier eine Romanze, die sie selbst auf der Harfe begleitet. Darauf liest Longchamps seinen „Séducteur amoureux", den er demnächst dem Theater français einreichen möchte. Der alte La Harpe, auf dessen Urteil es Longchamps ankommt, ist zufrieden und sagt dem Dichter eine Reihe Schmeicheleien, die diesen hoch beglücken. Schließlich

tanzt Madame Récamier unter Anleitung des Ballet-meisters Vestis mit zierlichem Anstand eine Gavotte. Einige Gäste verabschieden sich, neue kommen. So geht es ununterbrochen den ganzen Tag. Plötzlich stellt sich ein ganz sonderbarer Gast ein: ein Wilder. Nicht nur die Romantiker schwärmen für die exotischen Fremd-linge, sondern auch die Damen. Ein Indianer, Neger oder Mulatte gehört in die Gesellschaft des Empire ebenso notwendig hinein, wie der Abbé in die des Rokoko. Der Wilde darf sogar einen Ehrenplatz einnehmen neben Madame. Er ist auf einmal zum Mittelpunkt des Inter-esses avanciert. Alles spricht nur von ihm. Doch wäh-rend man Betrachtungen über seine Gewohnheiten an-stellt, insbesondere über die merkwürdigen Speisen, die er verzehrt, scheint er selbst an der Seite einer so schönen Nachbarin kein Behagen zu empfinden. Er benutzt einen Augenblick hitziger Diskussion und entwischt. Nach lan-gem Suchen entdeckt man ihn endlich splitternackt auf einem Baum. Erst ein Korb Pfirsische bewegt ihn, seinen luftigen Sitz zu verlassen. Der spöttische La Harpe steht daneben und äußert: „Jetzt möchte ich wohl Jean Jacques Rousseau mit seinen Deklamationen gegen die Gesellschaftsordnung sehen".

Als dieses kleine interessante Intermezzo vorüber ist, begibt man sich zu Früchten und Gefrorenem. Da man nun sich einmal in Rousseaustimmung befindet, so wandert man hinaus ins Dorf. Hier wird gerade eine Hochzeit gefeiert. Sofort mischt sich die Gesellschaft unter die Hochzeitsgäste und nimmt teil an ihren Ver-gnügungen. Bei heranbrechender Dämmerung kehrt man

Arm in Arm zurück ins Schloß, wo schon wieder neuer Besuch eingetroffen ist: Frau von Staël, der preußische Gesandte Marquese Luccheſini, seine Gattin und noch einige andere Damen. Aufs neue beginnt der Reigen der Geselligkeit. Das schon in der galanten Zeit gepflegte Vergnügen, lebende Bilder zu stellen, findet auch in Clichy Anklang. Frau von Staël spielt hierbei die Rolle des Regisseurs. Sie selbst tritt in einem Tableau als Hagar in der Wüste auf, während ihr Sohn den Ismael und Juliette Récamier den Engel darstellen. Dann singt Madame Viotte eine ihrer Romanzen. Erst um elf nimmt man das Souper ein, und um Mitternacht gehen die Gäste stillvergnügt auseinander.

* * *

Im Februar des Jahres 1803 traf Madame Récamier ein schwerer Schicksalsschlag: die Regierung untersagte ihre regelmäßigen Montagsempfänge. Kurz zuvor war auch schon Frau von Staëls Salon geschlossen worden, und sie selbst hatte in die Verbannung gehen müssen. Der Grund zu dieser strengen Maßnahme gegen Juliette Récamier ist wohl darin zu sehen, daß bei ihr so viele Napoleon feindlich gesinnte Männer verkehrten; insbesondere mag ihre Sympathie für Moreau den Ausschlag gegeben haben. Jedenfalls war die Einbuße, welche die Pariser Gesellschaft durch die Schließung dieser beiden Salons erlitt, erheblich. Schmerzlich muß auch dieser Verlust für Juliette gewesen sein, der damit gewissermaßen die Sphäre ihrer Wirksamkeit genommen wurde. Es schien, als ob sich das Schicksal gegen

Frau von Staël

Stich nach Gérard von Langier

sie verschworen hätte, denn nur wenige Jahre später fallierte das Geschäft ihres Mannes, das große Bankhaus Récamier. Das Hôtel in der Rue du Montblanc kam zum Verkauf. Juliette blieb nun vollends ohne eine Stätte eigenen geselligen Verkehrs. Aber sie wußte sich in diesen Zustand mit Einsicht und Energie hineinzufinden.

In dieser bedauernswerten Lage, über die ihre Freunde sie nach bestem Können zu trösten suchten, erhielt sie eine Einladung Frau von Staëls nach Coppet. Sie zögerte nicht lange mit der Zusage und reiste im Juli 1807 hin. Zwischen den beiden grundverschiedenen Frauen, der leidenschaftlichen, lebhaften, exaltierten, in ihrem ganzen Wesen sich männlich gebenden Germaine de Staël und der weiblich-zarten, gefühlvollen, anmutigen Juliette Récamier, war es im Lauf der Jahre zu einem intimen Freundschaftsverhältnis gekommen, das auch in der Ferne durch einen vertrauten Briefwechsel aufrechterhalten wurde. Benjamin Constant erklärt die starke Zuneigung der beiden Frauen zueinander durch die Pietät für den gleichen Kult, d. h. durch das innige Gefühl, das die eine mit ihrem Vater, die andere mit ihrer Mutter verband, eine Deutung, die wohl etwas oberflächlich gefaßt ist. Tiefer hat der Theosoph Ballanche diese Freundschaft durchschaut. Er sagt: „Sie konnten die Fähigkeit der einen bewundern, tausend neue Gedanken vorzubringen, die Leichtigkeit der andern, diese zu erfassen und zu beurteilen; den männlichen starken Geist, der alles ans Licht zog, und den feinen, scharfsinnigen, der alles begriff. Wenn man sie hörte, so empfand man den

wahrsten Eindruck von der durch die Anmut gemilderten Kraft, von den edelsten Fähigkeiten, die sich durch gegenseitige Berührung zu entwickeln vermögen."

Coppet war ein idyllisches Schlößchen am Ufer des Genfer Sees. Wenn Frau von Staël auf Reisen weilte, lag es still und friedlich, wie verödet da, doch mit dem Tage ihrer Wiederkehr erfüllte es sich mit lautem Leben, denn die Herrin von Coppet liebte es, immer einen Stab von Schriftstellern um sich zu haben. Als Madame Récamier eintraf, fand sie ebenfalls einige vor. Da war der kluge und besonnene August Wilhelm Schlegel, der Frau von Staël auf ihren Reisen begleitete, da war der unentbehrliche Benjamin Constant, der damals an einer Übertragung von Schillers „Wallenstein" arbeitete. Constant befand sich in keiner zufriedenen Stimmung. Er trug sich mit dem Gedanken einer Loslösung von Frau von Staël und fand doch nicht die Kraft, sie zuwege zu bringen. Erst im nächsten Jahre vollzog er den Schritt und ließ sich, ohne daß „Corinna" etwas davon ahnte, mit einer Deutschen namens Charlotte von Hardenberg ganz in der Stille trauen. Aber einen völligen Bruch bewirkte dieses Ereignis nicht. Constant lebte nach wie vor mehr in Coppet bei Frau Staël als mit seiner Frau, die von einem Gasthof zum anderen zog. Wie mißmutig damals Constant in Coppet war, geht schon aus dem schroffen Urteil hervor, das er über Madame Récamier fällte: „Sie ist eine bizarre Person". Nichtsdestoweniger nahm er Anteil an der Unterhaltung auf dem Schlosse und freute sich, wenn er bei den Theateraufführungen eine Rolle bekam.

Man verstand es in Coppet, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen. Einmal führte man Racines „Andromache" auf, wobei Frau von Staël Hermione, Madame Récamier Andromache und Benjamin Constant Pyrrhus spielte, ein anderes Mal brachte Frau von Staël mit ihren Kindern ein selbstverfaßtes Schauspiel unter dem Titel „Genoveva von Brabant" zur Darstellung. Das waren die Zerstreuungen, denen die kleine Gesellschaft auf dem Schloß Coppet sich hingab. Sie erfüllten die Mußestunden, in denen man nicht arbeitete oder kein freies unabhängiges Denken pflegte oder nicht in exaltierten romantischen Gefühlen schwelgte.

Eines Tages stellte sich in Coppet ein vornehmer Gast ein. Es war Prinz August von Preußen, der Neffe Friedrichs des Großen, der 1806, während sein Bruder bei Saalfeld fiel, in französische Gefangenschaft geraten war. Madame Récamier machte auf den jungen Prinzen einen solchen Eindruck, daß er sich nach einigen Wochen um ihre Hand bewarb. Sie selbst mochte nach den Unglücksschlägen des letzten Jahres und nach Verlauf einer vierzehnjährigen, ohne tiefere Gefühle geschlossenen Ehe dem Ansinnen des Prinzen geneigt gewesen sein. So erklärt sich auch ihre Bereitwilligkeit, beim Abschied ihres Bewerbers einen echt romantischen schriftlichen Eid abzulegen folgenden Wortlauts: „Ich schwöre auf mein Seelenheil, das Gefühl, das mich an den P. A. von Pr. kettet, in seiner ganzen Reinheit zu bewahren; alles, was die Ehre gestattet, zu tun, meine Ehe aufzulösen: für keinen andern Mann Liebe oder Wohlgefallen zu hegen, ihn sobald als möglich wiederzusehen, und was

auch die Zukunft bringen möge, mein Schicksal seiner Ehre und seiner Liebe anzuvertrauen. J. R.". Ähnlich lautete der Text des Schwures, den der Prinz unterschrieb, der sich seinerseits verpflichtete, keine Frau zu besitzen, so lange er Hoffnung hätte, sein Geschick mit dem Juliettes zu vereinen. Der Prinz blieb seinem ritterlichen Eide treu. Ein Menschenalter harrte er der Erfüllung der damals in Coppet getroffenen Vereinbarung. Dagegen hat Madame Récamier ihr Versprechen nicht gehalten. Ihrem weichen Gemüt fehlte der Mut, es auszuführen, so gern sie es vielleicht getan hätte.

* * *

Madame Récamier soll öfters behauptet haben, Prinz August sei der einzige gewesen, dem sie ihre volle Zuneigung geschenkt hätte. Als vierundsiebzigjährige Greisin gedachte sie noch wehmütig dieser romantischen Freundschaft und sagte zu ihrem Großneffen, dem Schriftsteller Louis de Loménie: „Da ich überzeugt war, daß wir einander heiraten würden, war unser Verhältnis ein sehr vertrautes. Immerhin muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ihm etwas fehlte." Dann setzte sie hinzu: „Die Erinnerung an diese vierzehn Tage (sie meinte damit den Aufenthalt in Coppet) und an die beiden ersten Jahre hier, in der Abbaye, an die Zeit der Liebe Monsieur de Chateaubriands, sind die schönsten, die einzigen schönen meines Lebens." Also bewahrheitete sich doch nicht jene Behauptung, daß der preußische Prinz das alleinige Anrecht auf Juliettes

Herz besessen habe. Ein anderer — der Dichter Chateaubriand — verdrängte ihn später aus seiner bevorzugten Stellung.

Das geschah im Jahre 1819, als Madame Récamier sozusagen ihre Pension nahm, d. h. als sie es müde war, eine Rolle in der großen Welt zu spielen, und als sie glaubte, daß für ihre gesellschaftlichen Pflichten die bescheidenen Räume eines Klosters genügen würden. Damals mietete sie sich in der Abbaye-aux-Bois ein. Viele Erlebnisse und Ereignisse lagen seit jenem romantischen Sommer in Coppet hinter ihr, eine Reise nach Italien, neue Bekanntschaften, neue gesellschaftliche Triumphe in Rom und Paris, aber auch schmerzliche Schicksalsfügungen. Einer der härtesten Schläge, der sie traf, war die am 10. September 1811 erfolgte kaiserliche Verfügung an die „Dame Récamier", sich künftighin vierzig Meilen von Paris fernzuhalten. Sie verdankte diesen strengen Erlaß hauptsächlich ihrer intimen Freundschaft mit Frau von Staël, gegen die Napoleon nach wie vor einen unversöhnlichen Haß im Herzen trug. Vielleicht auch der allzu großen politischen Bedeutung, die ihr Salon mittlerweile wieder erlangt hatte; verkehrten doch bei ihr die höchsten Würdenträger des Reiches, was den Kaiser einmal zu der boshaften Bemerkung veranlaßt haben soll: „Seit wann wird der Staatsrat bei Madame Récamier abgehalten?" Erst nach dem Sturz des Korsen blühte ihr Salon wieder auf, und die große Zahl berühmter Persönlichkeiten, die ihn aufsuchten, zeigt deutlich, daß er trotz der mehrjährigen Unterbrechung seine Anziehungskraft nicht eingebüßt

hatte. Damals gehörten, außer den alten Freunden, Wellington, Canova, Metternich, Alexander von Humboldt zu Madame Récamiers häufigen Gästen, damals las Chateaubriand in ihrem Salon seine Dichtungen vor und damals war es, da Benjamin Constant, der lange Jahre nur ein freundschaftliches Gefühl für Juliette besessen hatte, in leidenschaftlicher Liebe für sie entbrannte. Die flammenden Briefe, die der Fünfzigjährige, oft bis zu drei oder vier an einem Tage, an die Vergötterte richtete, und sein Selbstbekenntnisroman „Adolphe", den er in ihrem Kreise mit einem solchen Erfolge vorlas, daß aller Augen sich mit Tränen füllten, legen ein beredtes Zeugnis ab von dem Ungestüm seiner Liebeswerbungen, die jedoch Juliette kühl abwehrte, was die Glut seiner Leidenschaft nur noch schürte. Mit welchen Gefühlen mag Frau von Staël diese jünglinghaft überstürzte Neigung ihres ehemaligen Herzensfreundes zu ihrer Freundin emporlodern gesehen haben, sie, deren Bild gänzlich aus seiner Erinnerung entwichen zu sein schien? — Die wenigen Dokumente, die uns darüber berichten, deuten auf ein gleichgültiges Verhalten gegenüber der ganzen Angelegenheit. Die Freundschaft der beiden Frauen wurzelte zu tief, als daß Eifersucht sie hätte entzweien können. Hin und wieder traf nur Juliette ein scherzhaft gemeinter Vorwurf, sie möge sich nicht allzusehr von Constant in Beschlag nehmen lassen. Daraus läßt sich eher auf eine leise Eifersucht gegen Constant schließen, weil er ihr die Freundin abspenstig mache. Es scheint wirklich, als ob „Corinna" sich in diesem Jahre besonders eng an Juliette angeschlossen

hatte. Sie durfte nun wieder in Paris leben, jenem Paris, von dem sie sich einst mit blutendem Herzen getrennt hatte und zu dem ihre Gedanken immer und immer wieder zurückgekehrt waren. Aber das Paris, das sie wiedersah, behagte ihr nicht mehr. Die Luft der Restauration war ihr nicht nach Sinn. Selbst in Madame Récamiers Salon herrschte eine royalistische Gesinnung. Viele der alten Freunde, sogar Benjamin Constant, bekannten sich zu der Königspartei. Die politische Stimmung war also gar nicht geeignet, sie an Paris zu fesseln, wenn nicht andere Gefühle mitgesprochen hätten, und diese galten Juliette. „Man hat mich mit Blumen, Geschenken und Versen empfangen," schrieb sie an die Freundin aus Coppet, wo sie im Sommer 1814 weilte, „aber meine Seele ist nicht ländlich genug gestimmt, um Ihren kleinen Salon zu verschmerzen." Diese Worte kennzeichnen ihre Anhänglichkeit zu Juliette gewiß am deutlichsten, eine Anhänglichkeit, die, soweit die Zeugnisse reichen, auf der Gegenseite immer gleich blieb und sich nach dem Tode Corinnas, der schon am 14. Juli 1817 erfolgte, in ein pietätvolles, bis ins Alter währendes Gedenken verwandelte.

Es scheint, als ob mit dem Tode der Freundin Madame Récamiers Interesse für Geselligkeit wenn auch nicht erlosch, so doch bedeutende Einschränkung erfuhr. Nur zwei Jahre später erfolgte ihre Übersiedlung nach der Abbaye-aux-Bois. Hier bewohnte sie im dritten Stockwerk zwei bescheidene, durch einen langen dunklen Korridor getrennte Zimmer. In dem einen, das ihr zum Schlafen diente, befand sich außer Piano, Harfe und

Bücherschrank ein Bildnis von Frau von Staël und eine Ansicht von Coppet-Erinnerungen froher vergangener Tage. Dieser kleine unansehnliche Raum wurde nun der Sammelplatz ihrer Getreuen. Mancher alte Freund war darunter, wie zum Beispiel Mathieu de Montmorency, die Herzöge von Laval, Doudeauville oder La Rochefoucauld, aber auch mancher neue kam. Hier machte sie die Bekanntschaft des jungen, von Goethe so geschätzten Kritikers Ampère, der ebenso wie Constant heiß für sie erglühte und sich ernstlich mit dem Gedanken trug, die dreiundzwanzig Jahre ältere Frau zu heiraten; Ampère führte den gleichaltrigen Mérimée bei ihr ein, der allerdings keineswegs erbaut war über die Angebetete seines Freundes und das scharfe Urteil über sie fällte: „Ich glaube, daß ihr das Organ, Herz genannt, völlig abging"; hier verkehrte der junge Lamartine, den sie mehr anzog als entflammte; und hier fanden die führenden Geister der Romantik, Chateaubriand und sein Kreis, eine Stätte zur Aussprache.

So bescheiden und anspruchslos Madame Récamiers Klosterwohnung war, für abwechslungsreiche Unterhaltung war gesorgt. Von Zeit zu Zeit fanden Soireen statt, zu denen jedoch keine besondere Einladung erging. Es wurde musiziert; Ampère, Delphine Gay und Chateaubriand lasen ihre unveröffentlichten Arbeiten vor; mitunter ließ sich auch der alte Talma herbei, etwas zu deklamieren. Aber es herrschte nicht mehr der freie Ton von früher. Eine gewisse abgezirkelte, steife Etikette machte sich unliebsam bemerkbar. Die Stühle standen in möglichst weit voneinander getrennten

Franç de Chateaubriand

Benjamin Conſtant

Bildnis von Anne Rouen Prioſon

Bildnis von Lina Vallier

Nach Kohledrucken von Braun & Co., Dornach i. Elſaß

Kreisen, die Damen saßen, während die Herren standen oder zwischen den Stühlen sich bewegten. Außerdem war die Gesellschaft so gruppiert, daß nur Personen gleicher Geschmacksrichtung zusammensaßen. Kurzum eine gewisse Rangordnung dirigierte die Gesellschaft. Daß junge Sturmgeister wie Mérimée und Lamartine sich dabei nicht wohl fühlten, läßt sich leicht denken. Gewiß durchschauten sie die Absicht, die diese Zusammenkünfte entstehen ließ, die Absicht, den alten Chateaubriand mit Glorie zu umgeben.

Zum erstenmal waren Madame Récamier und Chateaubriand einander im Jahre 1801 flüchtig begegnet, und zwar bei Frau von Staël. Der Eindruck, den die schöne Frau auf den jungen Dichter machte, der eben mit der romantischen Erzählung „Atala" die erste Staffel seines Ruhmes erklomm, spiegelt sich in folgenden Worten: „Frau von Staël setzte ihre lebhafte Unterhaltung fort und war sehr beredt; ich antwortete kaum, meine Blicke hingen an Madame Récamier. Nie hatte meine Phantasie etwas ähnliches geschaffen, und ich war mutloser als je: meine Bewunderung verwandelte sich in Verstimmung über mich selbst". Siebzehn Jahre später traf Chateaubriand mit Juliette abermals bei Frau von Staël zusammen, diesmal an ihrem Sterbelager. Und diese Begegnung legte den Grund zu einer Freundschaft zwischen ihnen, welche die vierzigjährige Frau mit einer nie zuvor gekannten Leidenschaft ergriff und etwas Unruhiges und Aufregendes in ihr sonst gemessen dahinfließendes Dasein brachte. Sie hatte einen schweren Stand mit ihm, da er eine egoistische, eitle, verwöhnte

Natur war und ihr durch seine Launenhaftigkeit viele schlimme Stunden bereitete. Eine Zeitlang ertrug sie diese geduldig, bis sie die Überzeugung gewann, daß hinter seiner vorgespiegelten Neigung sich viel Komödie verbarg. Es war eine schwere Enttäuschung, und Juliette bedurfte mehrerer Monate, um sie zu überwinden und nun wieder ihr früheres Gleichgewicht zu erhalten. Erst als diese Entfremdung eintrat, mochte Chateaubriand fühlen, was er verloren hatte. Fortan richtete sich sein ganzes Bestreben darauf, Juliette zurückzuerobern. Und es glückte ihm. Zwar gelangte die gegenseitige Neigung nicht mehr auf das frühere leidenschaftliche Stadium, aber es bahnte sich eine stille verständnisvolle Freundschaft an, die bis ans Lebensende des Dichters erhalten blieb, und die er mit einer gewissen Sorgfalt und rührenden Hingabe pflegte, auch noch später, als die Gicht ihn plagte und Madame Récamiers Augen mit Blindheit geschlagen waren. Pünktlich um drei Uhr stellte er sich ein. Das war *seine* Zeit, die er mit niemand teilte, und die ganz und gar seiner Freundin gehörte. Dann streifte er den Poseur ab und gab sich einfach, liebenswürdig und natürlich; dann entfesselte sich seine große Beredsamkeit, und er plauderte von seinen Arbeiten und Entwürfen, während die sanfte Juliette mit aufmerksamem Ohr seinen Worten lauschte. Dazwischen trat er an das Fenster und schaute hinunter in den Klostergarten, unter dessen schattigen Akazienbäumen die Nonnen umherwandelten und die Zöglinge spielten; oder seine Blicke schweiften über das grüne Blätterdach hinweg in die Ferne, wo die Hügel von Sèvres im Abendsonnen-

schein vergoldet aufragten; und während seine Augen das Landschaftsbild mit Inbrunst tranken, hatte Juliette sich ans Piano gesetzt und spielte schwermütige Weisen; die Töne des Angelus erklangen, verschmolzen mit den Akkorden des Klaviers, und es schien, als ob alles zusammen sänge:

„pianger il giorno che si muore".

Geselligkeit in Goethes Hause.

Vor dem Goethehaus am Frauenplan stand in den Vormittagsstunden eines heiteren Herbsttages ein junger Mann. Er mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen. Auf seinen Wangen leuchtete ein frisches fast mädchenhaftes Rot, und unter dem breitkrempigen Zylinder ringelten sich ein paar dunkelbraune Locken hervor. An dem lebhaften Spiel seiner blauen Augen, das unaufhörlich zwischen Erstaunen und Entzücken wechselte, konnte man leicht erraten, daß er kein Einheimischer war, sondern einer von den vielen, die nach Weimar pilgerten, um den großen Goethe zu sehen.

Nachdem er eine Weile das zweistöckige ockergelbe Gebäude, das fast die ganze südliche Seite des Platzes einnimmt, mit verwunderten Augen angestarrt hatte, gleichsam in Erwartung, daß sich an einem der Fenster das Antlitz des Olympiers zeigen würde, faßte er sich ein Herz und schritt auf das Haus zu. Er fand die Tür offen und trat in den Flur. Zaghaft stieg er die flachen breiten Treppen hinan, vorüber an verschiedenen antiken Figuren, einem betenden Knaben, einem Windspiel,

einem Apollo Belvedere und einem Ares Borghese. Vor jeder Figur hielt er einen Augenblick still und betrachtete sie aufmerksam. Je höher er kam, desto beklommener wurde ihm zumute. Am liebsten wäre er vor der Tür oben umgekehrt, wenn nicht ein im Boden eingelegter Gruß Salve ihm Mut eingeflößt hätte. Während er seine Kleidung vom Hals bis zu den Füßen musterte, prüfend, ob sie sich auch besuchsfähig ausnehme, öffnete sich die Tür, und ein behäbiger Diener trat ihm entgegen. Erschrocken über das unerwartete Zusammentreffen, stammelte der Fremde ein paar unverständliche Worte, griff hastig in die Brusttasche und holte aus ihr einen Brief hervor, den er dem Diener überreichte. Dieser nahm ihn in Empfang, lud den Ankömmling höflich ein, ihm zu folgen, und führte ihn durch ein langes gelbes Zimmer in einen geräumigen Salon, wo er ihn warten hieß.

Der junge Fremde blickte sich erstaunt nach allen Seiten um. Am meisten fesselte ihn der riesenhafte Junokopf, der zwischen Tür und Fenster auf einem niedrigen Postament thronte. Er erinnerte sich der Worte Goethes in der „Italienischen Reise", die er fast auswendig kannte: „Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Abguß des kolossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom, und nun besitze ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers." Und es war dem Fremden selbst plötzlich, als spräche zu ihm aus diesem Gipskoloß der Geist Homers in seiner höch-

sten Erhabenheit und Würde. Ja, es war ihm, als ob von dem Kopfe der Göttin ein Nimbus ausginge, der sich dem ganzen Zimmer mitteilte und es mit einer hellenisch-klassischen Ruhe erfüllte. Sein Blick suchte weiter und fiel auf Burys Kreidezeichnung des Allgewaltigen, der so streng und ernst dreinschaut, daß man ihn keiner freundlichen Regung fähig hält. Den jungen Fremden überlief es eiskalt. Wie, dachte er, wenn dieses frostige Antlitz ihm entgegenträte? Er hatte schon öfters von Goethes Unnahbarkeit und Kälte vernommen, die manchen Besucher enttäuscht von dannen gehen ließen. Wenn auch er zu diesen vom Schicksal Betrogenen gehören sollte? Wenn das Ideal, das er seit seiner frühsten Jugend von dem milden freundlichen Greis im Herzen trug, in ein Nichts zerrinnen würde ...

Schwere Schritte weckten ihn aus seinem Sinnen. Er wandte sich um und erblickte Goethe, der in einem grauen Schlafrock, die Hände auf dem Rücken, bedächtig auf ihn zukam. Im ersten Moment sah er nichts als eine hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, eine mächtige Stirn und zwei große dunkle Augen, die mit wunderbarer Klarheit auf ihn gerichtet waren. Keine Miene regte sich in diesem bronzefarbigen Antlitz, das den Stempel der Hoheit und Genialität trug. Unwillkürlich verneigte sich der junge Fremde so tief, wie sonst noch vor keinem Sterblichen; eine innere Gewalt beugte ihn nieder.

Goethe hieß ihn mit einer Handbewegung ihm gegenüber Platz nehmen und begann mit ruhiger, weicher und ausdrucksvoller Stimme:

„Mein Freund Zelter schreibt mir, daß Sie viel in der Welt herumgereist sind und manches zu erzählen wissen. Wo haben Sie sich am längsten aufgehalten?"

„In Italien, Exzellenz."

Bei dem Wort „Italien" erheiterte sich plötzlich Goethes Gesicht. Alle steife Würde war daraus verschwunden, und an ihrer Stelle herrschte eine freundliche Milde.

„Und wo weilten Sie am längsten?" fuhr er in demselben weichen, fast noch liebenswürdigeren Tone fort.

„In Neapel."

„Haben Sie vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht?"

„Das war der eigentliche Zweck meiner Reise. Ich hatte mich in einem antiken Hause zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geschahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen."

„Das höre ich gern!" sagte Goethe lebhaft. „Ich habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken. Um so schöner, wenn Sie das auf eigne Hand getan. Ja, ja, das Antike muß jedem Künstler das Vorbild bleiben. Sie haben ja gewiß auch Zeichnungen mitgebracht? "

„Ich habe die schönsten der antiken Wandgemälde meist gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden versucht."

Goethe war sichtlich erfreut darüber und äußerte den

Wunsch, die Zeichnungen in Augenschein zu nehmen. Das Gespräch lenkte sich nun auf andere Gegenden Italiens, die der junge Maler bereist hatte, und da Goethes Liebenswürdigkeit ihm die letzte Spur von Schüchternheit nahm, so begann er frisch seine Eindrücke zu schildern. Der alte Herr hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und warf hin und wieder einige Fragen dazwischen, die das Interesse, das er an der Unterhaltung fand, deutlich erkennen ließen. Selbst über ganz geringfügige Dinge forderte er Auskunft. So wollte er u. a. wissen, mit welchem Schiff sein Gast die Reise von Neapel nach Sizilien bewerkstelligt hatte. Etwas Jugendliches, Lernbegieriges kam in allen seinen Fragen zum Ausdruck. Es schien beinahe, als ob sich der Alte von dem Jüngeren unterweisen ließ. Dabei sprühten seine Augen während der Unterhaltung Lebhaftigkeit und jugendliches Feuer. Auch suchte er sich im Laufe des Gesprächs aufrecht im Stuhl zu halten, und wenn sein Oberkörper von Zeit zu Zeit unwillkürlich sich etwas vorneigte, straffte er ihn gleich gerade, dadurch zu erkennen gebend, daß sein fünfundsiebzigjähriger Körper völlig unter der Herrschaft seines gewaltigen Geistes stand.

Als die Unterhaltung etwa eine halbe Stunde gewährt hatte, erhob sich Goethe und reichte dem jungen Maler die Hand.

„Wir haben," sagte er, wobei jedes seiner Worte aufrichtige Freundlichkeit verriet, „noch so viel über Ihren Aufenthalt in Italien zu sprechen, daß ich Sie bitte, so lange Sie bei uns verweilen, alle Tage bei mir

Das Junozimmer in Goethes Haus

zu Mittag zu essen. Wenn Sie heute um zwei Uhr sich einfinden wollen, so wird mir das sehr angenehm sein."

Mit diesen Worten entließ er seinen Gast.

* *
*

Pünktlich zur festgesetzten Stunde stellte sich der junge Maler in Goethes Wohnung ein. Er fand daselbst einen alten, gutmütig aussehenden Herrn vor, der auf dem Kopf ein etwas verbrauchtes Kalottchen trug, aus dem lange Haarsträhnen hervorkrochen und sich wie ein dünner Pelzkragen an seine Ohren schmiegten. Der junge Maler erriet sofort nach der schwäbischen Mundart, daß kein anderer als Goethes Freund „Kunschtmeyer" vor ihm stand. Vergeblich suchte er einen tieferen Meinungsaustausch herbeizuführen; der alte Herr verhielt sich ziemlich reserviert und antwortete nur kurz und abgerissen auf seine Fragen. Als sich jedoch das Gespräch auf die Juno Ludovisi lenkte und damit Goethes Aufenthalt in Rom berührt wurde, belebten sich die Züge des alten Herrn, nahmen seine Augen einen rührenden Ausdruck von Güte und Verzücken an. Er erzählte, daß die Büste ein Geschenk des Geheimen Rats Schultz sei, daß Goethe längere Zeit in das große und kalte Zimmer nicht gekommen wäre, plötzlich dann zum Erschrecken erstaunt gewesen sei, als er das erhabene einzige Götterbild vorgefunden hätte; nun sähe er es immer wieder täglich mit neuem Eindruck.

Während beide sich noch über den Kopf der Göttin unterhielten, trat Professor Riemer ein, der dem Namen nach als einer der getreusten Mitarbeiter Goethes dem

jungen Maler wohl bekannt war. Auch er gehörte zu jenen Naturen, die man nicht gleich richtig zu erkennen vermag. Ein gewisses Mißtrauen gegen die Menschen zeitigte in ihm Verschlossenheit, die erst bei längerer Bekanntschaft fiel. Und so war er für fremde Gäste keiner der angenehmsten Gesellschafter.

Die etwas eintönige drückende Stimmung des Zimmers schwand sofort, als Goethe eintrat. Er kam von einer Spazierfahrt, die er zusammen mit Eckermann in das Ilmtal unternommen hatte. Die frische Herbstluft hatte sein Gesicht mit einem rosigen Schimmer überzogen, so daß es in seinem vollen Ausdruck von Heiterkeit und Kraft leuchtete. Goethe schien in der aufgeräumtesten Stimmung zu sein. Er faßte seinen Adlatus, der respektvoll mit der Miene eines bescheidenen Bewunderers einen Schritt hinter ihm stand, unter den Arm und führte ihn zu dem jungen Maler hin.

„Hier stelle ich Ihnen meinen guten Eckermann vor," sagte Goethe. „Aber er ist ein wunderlicher Kauz. Er schreibt alles auf, was man spricht. Da muß man sich höllisch in acht nehmen, daß einem keine Dummheit entschlüpft. Sonst könnte man sich am Ende gar vor der Nachwelt blamieren."

Eckermann lächelte bescheiden und ließ sich gleich mit dem jungen Maler in ein Gespräch ein, während Goethe, zu Riemer gewandt, einige gewichtige Worte über ein neues Werk von Byron, das er in den Morgenstunden gelesen, äußerte. Bald darauf traten Goethes Schwiegertochter mit ihrer Schwester Ulrike herein und begrüßten freundlich die Anwesenden, beide liebreizende Erschei-

nungen: schön, schlank und blühend gesund. Mit besonderem Wohlgefallen weilte der Blick des alten Herrn auf Ulrike, die sich zutraulich an ihn schmiegte.

Die Essenszeit war herangekommen, und alle begaben sich auf Einladung Ottiliens in das Speisezimmer, wo sich auch mittlerweile Goethes Sohn August eingefunden hatte. Man setzte sich in zwangloser Reihenfolge, nur der junge Maler erhielt seinen Platz zwischen Goethe und Ulrike. Es gab vier Gänge: zuerst eine Fleischspeise mit Gemüse, nach italienischer Art zubereitet, dann Forelle, darauf Wildbraten und schließlich noch einen süßen Pudding, dem Goethe jedoch ein Stück englischen Käse vorzog. Das Zerlegen des Bratens besorgte der Hausherr eigenhändig und legte sowohl seinem Nachbarn als auch Ulrike ein Stück davon auf den Teller.

Die Unterhaltung rollte sich lebhaft, ohne Stockung ab. Alle beteiligten sich an ihr. Goethe verhielt sich anfangs etwas still, hörte mehr zu als daß er selbst sprach, und warf nur hin und wieder ein paar Brocken in das Gespräch hinein, die jedoch stets ursprünglichgesunden Menschenverstand und eine durch Erfahrung erprobte Lebensweisheit verrieten. Am redseligsten war Goethes Sohn. Er sprach mit viel Emphase von Tagesneuigkeiten und Ereignissen bei Hof, die jedoch kaum jemand tiefer berührten. Nachdem er alles, was ihm auf dem Herzen lag, mitgeteilt, kam er plötzlich auf die Helena zu sprechen, die er im Manuskript eben gelesen hatte. Über den antiken Teil äußerte er sich mit sichtbarer Freude, während die opernartige romantische Hälfte ihm nicht gefallen zu haben schien.

„Du hast im Grunde recht und es ist ein eigenes Ding," sagte Goethe. „Man kann zwar nicht sagen, daß das Vernünftige immer schön sei; allein das Schöne ist doch immer vernünftig, oder wenigstens es sollte so sein. Der antike Teil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich ist, weil du die einzelnen Teile übersehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannst. In der zweiten Hälfte ist zwar auch allerlei Verstand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden, allein es ist schwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet."

Es steckt ein ganzes Altertum darin," warf Eckermann schüchtern ein.

„Ja," erwiderte Goethe, „die Philologen werden daran zu tun finden."

„Für den antiken Teil," fuhr Eckermann fort, „fürchte ich nicht, denn es ist ja das große Detail, die gründlichste Entfaltung des einzelnen, wo jedes geradezu das sagt, was es sagen soll. Allein der romantische Teil ist sehr schwer, denn eine halbe Weltgeschichte steckt dahinter; die Behandlung ist bei so großem Stoff nur andeutend und macht sehr große Ansprüche an den Leser."

„Aber doch," fiel Goethe ein, „ist alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte' und anderen Dingen der Fall ist."

Das Gespräch wandte sich jetzt Einzelheiten zu, wobei Riemer in philologischen, Meyer in kunstgeschichtlichen Fragen als Lexikon aufgerufen wurden, während sich Eckermann als ein endloses Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach erwies. Er lauschte dazwischen mit angehaltenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen verweilte auf dem Antlitz des alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebensoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten.

Der junge Maler hatte während dieser Unterhaltung geschwiegen, da er das Werk, über das gesprochen wurde, nicht kannte. Doch fühlte er aus allem, daß es sich hier um eine Dichtung von großer Bedeutung handelte, die noch die Welt in Erstaunen setzen würde. Goethe hatte wohl das Schweigen des Gastes bemerkt, und geschickt suchte er das Gespräch auf die bildende Kunst und Italien überzuleiten. Nun löste sich die schüchterne Zunge des jungen Malers, und er begann Verschiedenes aus seinem Aufenthalt in Italien zu erzählen. Besonders verbreitete er sich über seine Studien im Vatikan. Alle erinnerten sich mit Entzücken an die päpstliche Residenz und priesen ihre Herrlichkeit, mit Ausnahme von Fräulein Ulrike, die in protestantischer Entrüstung gegen den Papst und sein Regiment eiferte. Der alte Goethe schmunzelte überlegen und reichte ihr einen Zahnstocher, wobei er launig sagte: „Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier!"

Der kleine Scherz erweckte Heiterkeit. Die Unterhaltung geriet in ein munteres Fahrwasser. Jeder

hatte irgendeine Anekdote auf dem Herzen, die er zum besten gab. Doch der alte Goethe überstrahlte alle mit seinem Humor. Eine ganze Menge kleiner Erlebnisse aus seinem römischen Aufenthalt kamen zum Vorschein. So erzählte er zum Beispiel, daß der Maler Kniep ihm und seinem Freunde das Essen häufig gekocht hätte. Zum Mahl hätte er jedoch stets den Bratenrock angezogen, dessen talergroße Knöpfe gewöhnlich sorgfältig in Papier eingeschlagen waren. Nach beendigter Tafel seien die Knöpfe wieder umwickelt und das kostbare Kleidungsstück weggehängt worden.

„Kennen Sie auch die Osteria alla Campana?" fragte Goethe plötzlich, zu dem jungen Maler gewandt.

„Die Weinschenke zur Glocke? Gewiß. Wir deutschen Künstler haben noch im vorigen Jahre Ihren Geburtstag daselbst gefeiert."

„Ist der Falerner noch immer gut?"

„Vortrefflich."

„Und was liefert die Küche?"

„Ah, man erhält Stuffato, eine Art Schmorbraten, Makkaroni und ein Gebackenes, das sie Fritti nennen."

„Es ist noch alles, wie zu meiner Zeit!" sagte Goethe behaglich schmunzelnd. „In dieser Osteria hatte ich meinen gewöhnlichen Verkehr. Hier traf ich die Römerin, die mich zu den Elegien begeisterte. In Begleitung ihres Oheims kam sie hierher, und unter den Augen des guten Mannes verabredeten wir unsere Zusammenkünfte, indem wir den Finger in den verschütteten Wein tauchten und die Stunden auf den Tisch schrieben. Erinnern sie sich wohl: Hier stand unser Tisch.

Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt!" Unter solchen munteren Gesprächen war die Essenszeit schnell hingegangen. Gegen Ende der Tafel sprangen Goethes Enkel, Walther und Wolf, zwei lebhafte Knaben, in die Stube und trugen, aufgemuntert vom Großvater, allerlei lustige Schwänke vor, die mit viel Beifall von den Anwesenden aufgenommen wurden. Dann erhob man sich und promenierte, über verschiedenes plaudernd, auf und ab, während der Kaffee gereicht wurde. Goethe selbst zog es vor, Rheinwein zu trinken.

Jetzt war der Augenblick zum Besichtigen der Zeichnungen gekommen. Man schob die Tische zusammen und breitete darüber weiße Tücher, worauf der junge Maler seine Blätter entrollte und zu jedem einzelnen seine Erklärungen gab. Es waren lauter farbige Durchzeichnungen von Pompejanischen Wandgemälden, die Achilles und Briseïs, die Vermählung der Pasithea mit dem Gott des Schlafes und andere mythologische Szenen darstellten. Goethe saß im Lehnstuhl, von seinen Enkeln, die sich zärtlich an ihn schmiegten, flankiert und betrachtete jedes einzelne Blatt mit großer Liebe und Sorgfalt, wobei er zuweilen feinsinnige und treffende Bemerkungen machte. Sein größtes Interesse erregte ein Bild, das Herkules' Auffindung seines Sohnes Telephos darstellte; ein Genius leitet ihn, und er sieht sein Söhnchen, wie ihn eine Hirschkuh säugt. Der alte Herr war sichtlich ergriffen von dem Eindruck dieser Szene. Nachdem er eine Weile in stiller Andacht gesessen, äußerte er:

„Ja, die Alten sind auf dem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar. Sehen Sie, meine Herren, ich

glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen großen attischen Dichter wie Äschylos und Sophokles bin ich doch gar nichts."

Sein bronzefarbiges, faltenreiches Gesicht nahm bei diesen Worten einen etwas schwermütigen, nachdenklichen Ausdruck an. Es lag etwas unendlich Anziehendes in seinem Antlitz, das die Blicke aller Umstehenden mit magischer Gewalt fesselte. Sie alle erfüllte Bewunderung zu diesem Manne, der nach Vollbringung eines Lebenswerkes, das die ganze Welt mit Staunen und Ehrfurcht betrachtete, noch so bescheiden über sich dachte.

Stadelmann trat herein und überbrachte Goethe die neuesten Berliner Zeitungen. Mechanisch nahm er ein Blatt, entfaltete es und begann darin zu lesen. Die übrigen begaben sich teilweise in den Garten oder gingen in das Nebenzimmer. Nur Eckermann blieb und blätterte gleichfalls in einer Zeitung. Nach einer Weile ließ Goethe das Blatt auf den Schoß sinken, winkte ihn zu sich heran und wies mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle. Es war das Wochenprogramm der Berliner königlichen Theater, und Eckermann konnte daraus ersehen, daß man dort ebenso schlechte Stücke wie in Weimar spielte.

„Wie soll dies auch anders sein," sagte Goethe resigniert. „Es ist freilich keine Frage, daß man nicht mit Hilfe der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoire zusammenbringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo ist das Bedürfnis in der Nation, an jedem Abend ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Äschylos, Sophokles und Euripides schrieben, war frei-

Goethe

Bildnis von Heinrich Kolbe

lich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe, es aufzunehmen?"

Eckermann erwiderte, daß er auch hin und wieder an einem schlechten Stücke sich ergötze, weil er daraus am ehesten etwas lernen könne.

„Ja," bekräftigte Goethe, „weil man gezwungen ist auszuhalten und das Schlechte zu hören, so wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto besseren Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten."

Mittlerweile waren Ottilie und der junge Maler wieder in das Zimmer getreten und hörten dem Gespräch zu.

„Sehen Sie," sagte Goethe zu dem jungen Maler, mit dem Finger auf Ottilie und Eckermann weisend, „das sind beide echte Theaterkinder. Meine Tochter wenigstens versäumt keinen Abend. Was würdest du wohl, Ottilie, getan haben, wenn wir Schillers Idee, an einem Tage der Woche nur für Männer eine Vorstellung zu geben, verwirklicht hätten?"

„Ich hätte," versicherte Ottilie vergnügt, „an diesem Abend mit Adele Schopenhauer, Ulrike und Herrn Dr. Eckermann bei uns daheim Komödie gespielt und dich, Papachen, gebeten, den Regisseur zu übernehmen."

Goethe schmunzelte und sah seine Schwiegertochter

wohlgefällig an, die sich ihm zutraulich näherte und halblaut in die Ohren raunte:

„Ich gehe auch heute ins Theater, Papachen. Es wird eine Posse von Holtei gegeben."

Eckermann äußerte die gleiche Absicht. Der junge Maler schloß sich ihnen ebenfalls an und gestand, daß es schon längst sein sehnlicher Wunsch gewesen sei, einmal das Weimarer Theater kennen zu lernen, von dem er soviel Rühmenswertes vernommen hätte.

„Geht nur," rief Goethe, sich erhebend, „und seht Euch die wunderliche Schnurre an, und dann kommt und erzählt mir, welche Eindrücke Ihr empfangen habt."

Da der Nachmittag schon vorgerückt war und die Stunde des Theaterbeginns bald schlug, trennte man sich. Goethe jedoch begab sich mit Riemer in sein Studierzimmer, denn er hatte wichtige literarische Arbeiten mit ihm zu besprechen.

* *
*

Wenige Tage darauf fand in Goethes Hause Abendgesellschaft statt. Die oberen Räume waren festlich mit Kerzen erleuchtet, und alle Türen standen weit offen. Der erste Gast, der sich einstellte, war Eckermann. Er fand Goethe bereits anwesend, der in einem schwarzen Frack, die Brust mit einem großen Stern geschmückt, die Hände auf dem Rücken, gravitätisch auf- und abschritt. Es sprach etwas ungemein Feierliches aus seinem ganzen Wesen. Wie er so hin- und herwandelte, in gerader steifer Haltung, ähnelte er einem Audienz erteilenden Monarchen. Als Eckermann eintrat und sich bescheiden

verneigte, glitt ein leichter Freudenschimmer über sein Gesicht.

„Liebes Kind," sagte er, „ich warte schon auf Sie. Ich möchte, daß Sie dieses hier lesen, bevor die übrigen Gäste kommen."

Mit diesen Worten zog er aus der Brusttasche ein eigenhändig auf Velinpapier geschriebenes Manuskript und reichte es Eckermann hin. Dieser setzte sich an einen Tisch, auf dem mehrere Kerzen brannten und las. Es war ein wundervolles Gedicht, das sich durch seinen tiefen Gefühlsgehalt und durch die sorgfältig ausgemeißelte Form besonders hervortat. Nachdem Eckermann es gelesen, trat Goethe zu ihm an den Tisch, nahm das Manuskript wieder zu sich und sagte:

„Gelt! Da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt. In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen!"

Der Kanzler von Müller, ein gemütlicher und freundlicher alter Herr, trat ein und erzählte seiner Gewohnheit gemäß eine Anekdote, und zwar von einem Menageriewärter, der aus Gelüste nach Löwenfleisch einen Löwen getötet und sich ein gutes Stück davon zubereitet hatte.

„Mich wundert," fiel Goethe ein, „daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter, schmackhafter Bissen sein soll."

Man sprach über die Häßlichkeit dieser Tiere und fand sie desto unangenehmer, je mehr ihre Rasse den Menschen ähnele.

„Ich begreife nicht," sagte der Kanzler, „wie fürstliche Personen solche Tiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können."

„Fürstliche Personen," erwiderte Goethe, „werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigen Tiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns andern sind Affen und Geschrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Tiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, würden wir in einem solchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben."

Der Kanzler entfernte sich und ging ins Nebenzimmer, wo sich unterdessen einige Damen eingefunden hatten. Goethe sah ihm mit einem Blick voll Zufriedenheit nach und äußerte dann zu Eckermann:

„Sehen Sie, alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das ist es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer wieder gern zurückkehrt."

Nun füllten sich allmählich die Räume mit Gästen, die sich auf die verschiedenen Zimmer verteilten. Professor Riemer und Hofrat Meyer erschienen. Der junge Maler stellte sich ein und wurde von den Damen gleich lebhaft in Beschlag genommen. Dann kamen der von Goethe geschätzte Prinzenerzieher Friedrich Soret, der Großherzogliche Leibarzt Karl Vogel, der Generalsuperintendent Röhr und manche andere angesehene Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben Weimars. Auch einige

Ausländer waren zugegen — englische Edelleute, die sich auf einer Vergnügungsreise befanden und nach Weimar gekommen waren, um Goethes Bekanntschaft zu machen. Sie hielten sich meist in Ottiliens Nähe auf, die eine ausgesprochene Vorliebe für die Söhne Albions besaß und deswegen scherzweise die Bezeichnung „englischer Konsul" erhalten hatte.

In ihrer Mansardenwohnung über den Zimmern des Schwiegervaters unterhielt sie selbst einen kleinen Salon, in dem die ausländischen Gäste, darunter auch zuweilen junge Dichter, schwärmerisch von ihr und ihren Freundinnen gefeiert wurden. Die Damen, die dort oben bei Ottiliens Teeabenden den fremden Literaten Lorbeerkränze flochten, und die ihren Enthusiasmus für die im Goethehaus aus- und eingehenden Berühmtheiten in dunkeln Orakelsätzen in ein Journal ergossen, das eine Nachahmung des Tiefurter Journal sein sollte und sehr bezeichnend „Chaos" hieß, verschönten auch die Gesellschaftsabende des Dichtergreises, dem der Umgang mit diesen „Frauenzimmerchen" sehr wohl behagte und der oft scherzend zu ihnen sagte: „Ei, ei, Ihr schönen Kinder, Ihr zaubert selbst die Alten wieder jung. Wer mag Euch widerstehen!" Sie schien ihm ein liebliches Symbol des ewigen Lebens der Natur zu sein, die fröhliche weibliche Jugend, die so anmutig ihn umflatterte und mit so schwärmerischen Augen zu ihm aufblickte. Da war das entzückende Ulrikchen, Ottiliens Schwester, da waren die Egloffsteinschen Damen — die schlanke blasse Karoline und die sanfte Julie, deren Zeichnungen ebenso zart wie sie selbst anmuteten,

da war die kleine heitere Alwine Fromann, die der alte Goethe in die Anfangsgründe der Malerei eingeführt hatte, da war die liebreizende Jenny von Pappenheim mit ihren dunklen feurigen Augen, die man nie vergaß, wenn man sie einmal gesehen hatte, und da war schließlich Ottiliens Herzensfreundin Adele Schopenhauer, Goethes „enfant chéri" mit dem häßlichen Äußern und der schönen Seele.

Nachdem alle Gäste versammelt waren und Goethe jeden einzelnen mit irgendein paar liebenswürdigen Worten begrüßt hatte, begab man sich in das Junozimmer, wo das Hauskonzert stattfinden sollte. Zuerst wurde von Mitgliedern der Hofkapelle ein Streichquartett von Mozart gespielt. Darauf brachte der zwölfjährige Karl Eberwein mit großer Sauberkeit und Sicherheit das Klavierstück eines jungen Komponisten zu Gehör, das zu einer kleinen Disputation über die neuere Musik Veranlassung gab, die Goethe nicht gerade zugunsten der letzteren entschied. Sie war ihm zu geräuschvoll und in der Technik allzu gekünstelt. Nach einer Pause, in der Erfrischungen herumgereicht wurden, mußte Madame Eberwein einige Lieder von Zelter vortragen, unter denen das Lied „Um Mitternacht" den größten Beifall fand.

„Das Lied bleibt schön," sagte Goethe, „so oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüstliches."

Nun mußten Ottiliens Freundinnen ihre Kunst zeigen. Karoline von Egloffstein sang mit weicher seelenvoller Stimme einige einfache Lieder zur Guitarre und entzückte durch die schlichte Art ihres Vortrags und durch

ihre anmutige Erscheinung die Herzen aller Zuhörer. Dem „lieben Adelchen" fiel die Aufgabe zu, einige Gedichte zu deklamieren, eine Aufgabe, die sie mit viel Geschmack und zu voller Zufriedenheit des alten Goethe erledigte.

Darauf schickte der Dichtergreis selbst sich an, etwas vorzutragen. Es waren einige ungedruckte Gedichte. Sie machten einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer. Vornehmlich waren es die Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme, die so faszinierend wirkten. Welcher Ausdruck und welches Leben lagen in diesem großen faltigen Gesicht! Eine Glorie schien es zu umleuchten. Auf die Wangen trat ein leichtes zartes Rot, und die Augen strahlten in unnachahmlichem Glanz. Sein ganzes Antlitz verklärte sich zum Ausdruck des Erhabenen.

Als Goethe geendet hatte, herrschte eine Weile atemlose Stille. Niemand wagte ihre Feierlichkeit zu stören. Alle waren ergriffen von der originellen Kraft und Frische der Gedichte. Erst allmählich fand man sich wieder in die Unterhaltung hinein. Dann sprudelte sie jedoch in voller Munterkeit. Der alte Herr begab sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe, bald zu den Damen, in deren Gegenwart er den galanten und liebenswürdigen Kavalier herauskehrte, bald zu den älteren Herren, mit denen er sich über Wissenschaft und Kunst unterhielt. Er sprach über alles mit, streute zwischendurch kleine Anekdoten in die Erzählung hinein oder machte heitere ironische Bemerkungen, und niemand fühlte sich durch seine Größe gedrückt.

Zuletzt folgten noch einige Gesangsvorträge. Madame Eberwein trug etliche Lieder des Divans vor, zu denen

ihr Gatte die Musik geschrieben hatte. Er selbst begleitete sie am Klavier. Als Zugabe mußte sie das Lied „Ach um deine feuchten Schwingen" singen, das in Goethe tiefe Empfindungen aufzurühren schien.

Damit schloß dieser schöne Abend, und die Gesellschaft zerstreute sich. Der einzige, der noch blieb, war Eckermann. Er stand mit Goethe noch eine Weile im Gespräch und sprach über die Eindrücke des verflossenen Abends.

„Es geht mir eigen," sagte Goethe, „die Lieder des Divans haben gar kein Verhältnis mehr zu mir. Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört, in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied „Um Mitternacht" hat sein Verhältnis zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiges Teil und lebt in mir fort.

Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheit genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften."

Bei diesen Worten reichte er seinem letzten Gast die Hand und wünschte ihm „Gute Nacht". Eckermann aber ging voll Gedanken heim und saß noch eine Stunde wach und notierte, was er an diesem Abend gesehen und vernommen, in sein Tagebuch.

Die kleine Berlinerin und ihre Schöngeister.

Wenn zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein Fremder in Berlin beim Abendspaziergang die Jägerstraße hinaufschritt und an den Gendarmenmarkt kam, bot sich ihm, dort angelangt, zuweilen ein überraschender Anblick: schräg gegenüber der sogenannten „Seehandlung", der von Friedrich dem Großen begründeten Bank, fiel ihm ein unscheinbares Haus auf, dessen Fenster auffallend hell in die Nacht strahlten. Noch mehr Verwunderung erregten in ihm die vielen vornehmen Gäste, die von allen Seiten in dieses bürgerlich-einfache Haus hineinströmten. Da kamen Herren in langen Carricks mit breitkrempigen Zylindern, anscheinend Künstler oder Gelehrte; elegante Equipagen rollten vor, denen schöne Damen entstiegen, die haubenartige, mit Blumen und Florgeweben garnierte Krempenhüte auf zierlich geringelten Locken trugen und große in Mantillenform umgeschlungene kostbare Tücher um die Schultern hängen hatten; junge Kavaliere in Stulpstiefeln und langen bis an die Knie reichenden offenen Kragenmänteln, die buntgestickte Fracks sichtbar werden

ließen, gaben ihnen das Geleite; ja sogar höhere Staatsbeamte und Militärpersonen befanden sich unter den ankommenden Gästen. In dem Fremden mochte wohl leicht die Vermutung aufsteigen, daß da drüben eine hochgestellte Persönlichkeit wohne, vielleicht ein ausländischer Gesandter oder gar ein Fürst, der ein glänzendes Fest in seinen Räumen gebe. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, sobald er von einem vorübergehenden Berliner erfuhr, daß dieses Haus der Witwe des jüdischen Kaufmanns Levin Markus gehöre, und daß seine Tochter Rahel gerade ihren „Jour" hätte und daß jener junge schlanke Offizier, der eben in großer Uniform hoch zu Roß auf das Haus zusprengte, dem herantretenden Diener die Zügel zuwarf und sporenklirrend die Treppe hinaufeilte, kein anderer als Prinz Louis Ferdinand sei. Kopfschüttelnd entfernte sich der Fremde, und im Weitergehen machte er sich die abenteuerlichsten Gedanken darüber, wie es nur möglich sei, daß ein Judenmädchen einen solchen vornehmen Verkehr haben könne, bis er schließlich entschied, sie müsse entweder übermäßig reich oder außerordentlich schön sein, anders ließe sich ihre, sogar Prinzen fesselnde Anziehungskraft wohl nicht erklären.

Wir überlassen den Fremden seinem Schicksal und überzeugen uns mit eignen Augen, ob seine Vermutungen sich bewahrheiten. Als Gefolge des Prinzen lassen wir uns nach oben geleiten. Wir treten in ein freundliches nicht allzu großes, geschmackvoll, doch ohne übertriebenen Luxus ausgestattetes Zimmer. Die anheimelnde Atmosphäre behaglicher bürgerlicher Wohlhabenheit weht uns entgegen. Unsere Blicke gleiten

über alle Anwesenden hinweg und suchen sie, die die Königin in diesem Reiche sein soll. Schon glauben wir sie gefunden zu haben. Gewiß ist es jene schlanke majestätische Gestalt mit dem kleinen zierlichen Kopf und dem Antlitz von orientalischer Schönheit, die graziös in einen Armsessel zurückgelehnt, mit dem jungen Schleiermacher plaudert, der die ganze gefühlvolle Beredsamkeit seiner Sprache vor ihr entfaltet. Er spricht zu ihr über die Gabe, in der Welt das Göttliche wahrzunehmen; nicht wie ein eifernder Theologe, der seiner Gemeinde ihre Sündhaftigkeit vorhält, spricht er, sondern im Ton eines feinen welterfahrenen Hofmannes, und seine Zuhörerin horcht begierig auf seine Worte, aber kalt, ohne innere Teilnahme, gewissermaßen stets in Erwartung eines geeigneten Moments, um ein gelehrtes Aperçu in seine Rede zu werfen. Obwohl Prophetengeist auf ihrer Stirne ruht, scheint sie doch mehr ein gefügiges Kind der geistreichen Laune als eine Kündigerin eigener Verstandestiefen zu sein. Aus ihrem Äußeren spricht das Wesen einer galanten Französin, einer vollendeten Beherrscherin der guten Form, aber ihre Seele scheint arm zu sein. Noch klingen Schleiermachers sinnige Worte in ihren Ohren und wollen sich auf ihr Gemüt niedersenken, da schüttelt sie ihre Last auch schon ab, weil sich neben ihr, wo Wilhelm von Humboldt mit dem Major Peter von Gualtieri eine rege Unterhaltung über Goethe führt, plötzlich Gelegenheit bietet, einen ihrer angelernten Aphorismen unterzubringen. Humboldt erwidert ihr mit einem Lächeln, das halb höflich, halb mitleidig wirkt — das Lächeln über eine frühere Neigung, die längst zu den

überwundenen zählt — dann wendet er sich wieder zu dem Major, der in seiner räsonnierenden Art nicht müde wird zu behaupten, daß er seine Bekanntschaft mit Goethe höher stelle als die Vorstellung am größten Hofe der Welt. Nach einer Weile, während Schleiermacher fortfährt in seinen Religionsgesprächen, erheben sich beide, und Humboldt flüstert seinem Nachbarn über die Schulter zu: „Sie ist doch etwas albern, die schöne Herz. Wenn sie wenigstens ihre Zitate richtig lernen wollte." Und der Major lacht fröhlich auf: „Ja, ja, aber verehrt haben Sie sie doch einmal, und in ihrem Tugendbunde waren Sie auch Mitglied".

Also ist sie es nicht, die wir suchen. Henriette Herz haben wir für Rahel Levin gehalten. Aber dort in der Ecke auf dem Sofa jene kleine zierliche Dame mit dem feingeschnittenen schmalen, von schwarzen Locken umrahmten Gesicht und dem dunklen lebhaften, voll Güte und Seelentiefe strahlenden Augenpaar, die so aufmerksam den Erzählungen des jungen neben ihr sitzenden Offiziers lauscht und dazwischen mit klangvoller, aus dem Innersten heraufönender Stimme bald naive, bald witzige, bald kluge Äußerungen fallen läßt, jene muß wohl die Beherrscherin dieser Räume sein. Die außerordentliche Zuvorkommenheit, mit der alle sie behandeln, der Respekt, den sie ihren Ansichten entgegenbringen, lassen keinen Zweifel darüber walten. Und der schlanke Offizier an ihrer Seite, dessen jünglinghafte Schönheit geradezu bezaubernd wirkt, wer könnte es wohl sonst sein als Friedrichs des Großen Neffe, der die kleine Berlinerin zu seiner Herzensbeichtigerin erkoren hat. Bevor

er sich der allgemeinen Geselligkeit widmet, muß seine Freundin ein Viertelstündchen ihm ganz allein schenken. Dann beichtet er ihr seine Liebeswirren und -ängste. Es ist die Doppelliebe zu zwei Frauen, die ihn so martert: die eine, Henriette Fromm, hat ein älteres Anrecht auf ihn, die andere, Pauline Wiesel, die Gattin eines Kriegsrats, hat ihn neuerdings durch ihre Schönheit entflammt. „Sie sehen, liebe Kleine, wie heiß und heftig meine Liebe zu Pauline ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten Henriette hänge, dieses scheint rätselhaft, manchen unbegreiflich, und doch haben es die so sonderbaren Umstände, jenes so einzige Entstehen dieses Verhältnisses so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedener Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerte, auch vielleicht nicht mal das Liebenswürdige in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe sie so ganz umfasset! — — Sie sahen Pauline, so gut, so liebend, und dieses kam aus ihrem Innersten, so wider ihren Willen, unter tausend Tränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Raten Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung, und Sie werden allen wohltun!! —". Und Rahel übt ihr Vermittleramt mit der ihr eigenen Kunst. Sie weiß durch kluge verständige Worte Balsam auf die Seele des Prinzen zu träufeln. Und unter ihrem freundlichen Zuspruch glättet sich sein unruhiges Wesen, schwinden seine Besorgnisse, vergißt er die Vorwürfe, die ihn quälen, fühlt er sich frei und gehoben. Bald hat er seine Munterkeit wiedererlangt,

schlägt sogar einen neckenden Ton an, indem er die Goetheschwärmerei seiner Freundin zur Zielscheibe wählt, und doziert ihr Langes und Breites über die Minderwertigkeit des „Egmont". Rahel pariert schlagfertig seine Angriffe und meint nur, er würde sich schon noch einmal zu Goethe bekehren. Und sie behält recht; als der Prinz bald darauf mit Goethe in Weimar zusammentrifft, ändert sich seine Meinung so wesentlich zugunsten des großen Dichters, daß er dies seiner „Kleinen" mitteilen läßt mit der Bemerkung, nun sei er ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Taler mehr wert.

Je weiter der Abend fortschreitet, desto lebhafter wird die Unterhaltung. Es kommen immer neue Gäste. Plötzlich tritt eine kleine allerliebste Dame ein, die von allen jubelnd empfangen wird. Übermütig lachend geht sie auf Rahel zu und läßt sich neben ihr in den Lehnstuhl fallen. Es ist Madame Unzelmann, die berühmte Tragödin der Berliner Bühne. Wer sie im Salon beobachtet, wo sie ihre ganze Beweglichkeit, Schalkhaftigkeit und Lebensfrische entfaltet, mag kaum glauben, daß sie als Ophelia und Lady Macbeth ihre größten Triumphe feiert. Sie besitzt eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit des Gemütes und blitzschnelle Regsamkeit der Begriffe, und diese machen sie auch stets zu einem angenehmen Mitglied der Gesellschaft, dessen Unterhaltung jeder sucht.

Der erste, der sich um sie bemüht, ist Friedrich Schlegel, der sein Gespräch mit Rahels Bruder Ludwig Robert abbricht und mit einigen tief schürfenden Bemerkungen über Shakespeare die Unterhaltung auf das Theater bringt. Man spricht über die letzten Novitäten,

über Righinis Opern, die soviel Beifall finden, man bedauert Fleck, der todkrank darniederliegt, und überlegt, wer als sein Nachfolger vielleicht in Betracht käme, man kritisiert, tadelt und rühmt seine Darstellung des „Wallenstein", und dabei lenkt sich das Gespräch auf Schillers „Jungfrau von Orleans", die eben in Leipzig mit so großem Erfolg ihre Uraufführung erlebt haben soll. Man diskutiert über Fichtes „System der Sittenlehre" und über Schleiermachers „Vertraute Briefe über Lucinde". Überall werden kühne Ideen laut, scharfsinnige Gedanken ausgesprochen, Aphorismen gemeißelt, blitzende Paradoxen geschmiedet, Wortspiele aus den Ärmeln geschüttelt. Dazwischen trifft auch diesen und jenen eine kleine boshafte Anspielung. Wenn Schlegel seine Meinung äußert, geschieht es mühsam und schwerfällig, aber die Gedanken, die er ausspricht, sind von der Schwere eines gediegenen Metalls. Der alte Gualtieri mischt sich in jedes Thema hinein, obwohl er meist nichts davon versteht, und wenn er angegriffen wird, wehrt er sich wie ein bissiger Hamster und beharrt immer auf dem gleichen Standpunkt, den er mit den absonderlichsten Argumenten zu verteidigen sucht. Major von Schack sorgt mit weltmännischer Würde, daß auch das Pikante zu seinem Rechte gelange. Im Dienste der Heiterkeit steht Madame Unzelmann; Ludwig Robert und der Dichter Brinkmann lenken mit echt gesellschaftlicher Virtuosität die Fäden des Gesprächs von einem Thema zum andern, und über allen triumphiert Rahel durch die geistige Freiheit und Anmut, immer an rechter Stelle

je nach Erfordernis Witz, Scharfsinn, Klugheit, Lob, Tadel und Anregung auszuteilen.

Die Unterhaltung, die bisher gruppenweise geführt wurde, nimmt jetzt, während der Tee gereicht wird, einen allgemeineren Charakter an. Rahels Bruder trägt einige witzige, auf Gualtieri bezogene Akrostícha vor, die den „schöngeistigen" Major prächtig illustrieren. Nur er selbst steht nachdenklich, scheinbar unentschlossen, ob er sich geschmeichelt oder beleidigt fühlen soll. Schließlich nimmt er, nachdem Ludwig Robert seinen Vortrag beendet, diesen beiseite und fragt ihn: „Sie haben mich als einen Egoisten dargestellt; meinten Sie damit etwas Schlechtes? Das müssen Sie mir genauer erklären." Und dabei wandern beide, eifrig disputierend, Arm in Arm durch das Zimmer. Doch Rahel ist mit dieser Art Unterhaltung nicht einverstanden. Sie tadelt die Sitte, Stachelverse auf anwesende Personen zu dichten. Sie meint, solche persönliche Satiren oder Parodien trügen etwas Böses in sich und erregten bloß Unwillen, Schadenfreude und Zorn. Schlegel erwidert darauf, die Xenien seien doch ein klassisches Beispiel für die Berechtigung einer solchen Dichtungsart. „Das Beispiel spricht gerade für mich," fällt Rahel ein, „wenn Sie die anführen, stehen Sie schon auf meiner Seite! Denn wo ist wohl der Zorn gerechter, der Unwille edler, der Witz lebendiger als eben in den Xenien? Überdies sind Goethe und Schiller — nun ja! Goethe und Schiller!" —

Inmitten dieses Disputs tritt der berühmte Publizist Friedrich Gentz in das Zimmer. Er mustert erst prüfend alle Gesichter, als wolle er sich überzeugen, ob nicht einer

Rahel Varnhagen

Nach dem Basrelief von Friedr. Tieck

seiner Feinde anwesend sei. Beim Anblick Friedrich Schlegels verziehen sich seine Brauen, und er wählt seinen Platz möglichst weit von ihm entfernt. Der erfolgreiche Publizist mit der wankelmütigen Gesinnung, dessen leichtsinnige Lebensführung in Berlin beinahe ebensoviel von sich reden macht, wie seine publizistische Fähigkeit, lenkt sofort durch seine Anwesenheit das Gespräch auf die Politik. Er berichtet in launiger Weise über die neuesten Ereignisse in Paris und London, die er bei einem Diner im Hause des Ministers Grafen Haugwitz vernommen hat. Aber Madame Unzelmann möchte nichts von Politik hören. „Ganz recht, mein Engel," fällt Gentz ein, „auch wir sprachen am wenigsten von Politik, sondern von Liebeshändeln, Theatern und Vergnügungen." Und mit diesen Worten geht er geschickt von der Politik auf ein anderes Thema über, das Madame Unzelmann geläufiger ist: die Liebe. Erst sucht er durch kleine Fragen und dazwischen gestreute verblüffende Bemerkungen das Interesse aller übrigen wachzurufen; dann entfaltet er allmählich seine ganze Beredsamkeit, die so unwiderstehlich, so voll Wärme und Eifer, so voll Scharfsinn und hohem Schwung hinflutet, daß niemand sich dem Banne seiner Worte entziehen kann. Rahels dunkle Augen blitzen vor Vergnügen. Sie wird nicht müde, ihrem Freunde, den sie von allen am besten kennt, dessen innersten Kern sie trotz aller Unarten und Fehler des Charakters für untadelig hält, mit zustimmenden Äußerungen zu applaudieren: „Recht so, Gentz," „Bravo," „Prächtig."

Die anregende Unterhaltung wird unterbrochen, da Prinz Louis Ferdinand aufsteht und sich zum Weggehen

anschickt. Aber er ist noch nicht durch die Tür verschwunden, als Fürst Radziwill eintritt und ihn zurückhält. Der Fürst beredet den Prinzen, doch noch dazubleiben, und ihm, seinem geliebten Schwager, kann Louis Ferdinand nicht widerstehen. Da setzt sich plötzlich der Prinz an das Piano und präludiert einige Akkorde. Sofort verstummt alle Konversation. Rahel erhebt sich und tritt an das Fenster zu dem Fürsten Radziwill. Nun beginnt der Prinz zu spielen. Es sind eigene Phantasien, die, oft kühn und gewaltig, oft schwermütig und rührend, unter den Tasten sich formen. Eine halbe Stunde gibt er sich seinen Träumereien am Klavier hin; dann bricht er sein Spiel ab, verabschiedet sich mit ritterlicher Höflichkeit von den Anwesenden und geht. Es ist das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Eine Weile später liegt das schlichte Haus in der Jägerstraße, das eben noch so hell erleuchtet war, still und dunkel wie die übrigen. Nur oben, aus dem Fenster eines Dachstübchens, fällt ein matter Lichtschimmer. Dort befindet sich Rahels Schlafzimmer. Sie ist noch nicht zur Ruhe gegangen. Gewiß liest sie in ihrem geliebten Goethe und erfüllt ihr wissensdurstiges Gemüt mit der nie versiegenden Schönheit seiner Gedanken und schreibt an den Rand des Buches ihre eigenen Meinungen und Gefühle. Draußen aber unter den Linden trabt in der Richtung zum Schloß ein einsamer Reiter, mit gesenktem Haupt und stürmisch klopfendem Herzen. Und hinter ihm reitet ein anderer mit leichenfahlem düsteren Gesicht. Es ist der Tod. Wie ein Schatten folgt er dem Neffen Friedrichs des Großen. Noch eine

kurze Spanne Zeit, und der junge Prinz wird von Franzosenkugeln getroffen im Sande von Saalfeld verbluten. Und ein Riß wird durch Rahels sanfte Seele gehen.

* * *

Zwei Glanzepochen hat Rahels Salon gezeitigt: die eine in den Jahren 1796 bis 1806, die andere von 1819 bis 1833. In der ersten Periode bildete er einen Tummelplatz der Romantik. Im Jahre 1797 war Friedrich Schlegel nach Berlin gekommen, um hier das „Athäneum", das Sprachrohr der romantischen Bewegung, ins Leben zu rufen. Wenige Jahre später folgte ihm sein Bruder August Wilhelm nach. Sie beide, die theoretischen Wortführer der neuen Geistesrichtung, verkehrten in Rahels Salon, wo sie mit vielen Gleichgesinnten, zum Beispiel mit Schleiermacher, häufig zusammentrafen. Friedrich hatte ihn bei Henriette Herz kennen gelernt, und aus der flüchtigen Bekanntschaft war in kurzer Zeit eine innige Freundschaft entstanden, die den jungen Theologen veranlaßte, seine Feder bereitwillig in den Dienst der von den Brüdern verfochtenen Sache zu stellen, ja manchmal vielleicht, wie in den „Vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde", mehr zu vertreten, als sich mit seiner Gesinnung vereinbaren ließ. Hier, in diesem Salon, konnte man jene Frauen antreffen, in denen sich die Ideen des romantischen Weibes am vollkommensten verkörperten, Frauen wie Dorothea Veit, die Geliebte Friedrich Schlegels und das gleichzeitige Vorbild seiner „Lucinde", oder Henriette Herz, die vergötterte Freundin Schleiermachers. Und hier wird auch Fichte, dessen Lehre von

der Souveränität des Ichs einen so maßgebenden Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung der ganzen Strömung ausgeübt hat, ein nicht seltener Gast gewesen sein.

Was Rahel mit den Romantikern in nähere Berührung brachte, war die gemeinsame Begeisterung für Fichte und Goethe. An Fichte imponierte ihr die Kühnheit und rücksichtslose Wahrheit, mit der er seine Idee von der unumschränkten Selbstherrlichkeit des Subjekts verteidigte. Mit der willkürlichen Auslegung dieser Lehre durch die Romantiker, die daraus eine selbstsüchtige, vom Sittenkodex losgelöste Moral herleiteten, stimmte sie allerdings nicht überein, wie sie auch, bei aller Anerkennung weiblicher Rechte, sich nicht für eine, jede herkömmliche Form rücksichtslos über den Haufen werfende Frauenemanzipation erwärmen konnte, welche die Brüder Schlegel so leidenschaftlich propagierten. Und ebenso zeigten sich Abweichungen in ihrer Auffassung Goethes. Wohl stimmte sie ein in deren Begeisterungsgesang, der Goethe als Statthalter der Poesie auf Erden pries, aber dort, wo die Romantiker sich von seinem klassischen Kunstideal entfernten und nebensächliche Bestandteile seiner Dichtung — wie zum Beispiel die Berufslosigkeit Wilhelm Meisters, sein zielloses Umherschweifen, sein Herankommenlassen der Dinge — zur Hauptsache erhoben, ging sie nicht mit. Denn sie hatte ein viel tieferes Verhältnis zu Goethe gewonnen. Er ist ihr größtes Erlebnis gewesen, und sie war vielleicht der erste Mensch, der sich vollkommen an ihm gebildet hat. „Ein Fest war ein neuer Band Goethe bei mir," heißt

es in einem ihrer Briefe; „ein lieblicher, herrlicher, geliebter, geehrter Gast, der mir neue Lebenspforten zu neuem, unbekanntem, hellem Leben gewiß erschloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar. Mit seinem Reichtum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einziger, gewissester Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht unter Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — Kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war!"

Sie brauchte es nicht auszusprechen, denn jeder, der mit ihr in Berührung trat, mußte es sofort empfinden, was Goethe für sie bedeutete. Wenn sie über den „Wilhelm Meister" oder über den „Tasso" sprach — die beiden Werke, welche sie am meisten liebte —, wenn sie in ihrer klaren und verständigen Art sie analysierte oder wenn sie auch nur im Laufe des Gesprächs Äußerungen aus Goethes Werken zitierte, so fühlte man, daß sie nicht, wie viele ihrer Zeitgenossen, in einem oberflächlichen Verhältnis zu dem Dichter stand, sondern daß sie tief durchdrungen war von seinem ganzen Wesen und Schaffen. Sie stellte in dieser Beziehung einen vollkommenen Gegensatz zu Henriette Herz dar, in deren Salon ebenfalls ein Goethekultus blühte, aber ein rein äußerlicher: der Dichter thronte hier als Götze auf hohem Altar, und um ihn herum stiegen Weihrauchwolken empor. Ein solcher Götzendienst war Rahel fremd; sie vermochte auch nicht Bettinas exaltierte

Schwärmerei zu teilen und mit ihr zu Goethe zu beten: „Hab' ich je Andacht gefunden, so war's an deiner Brust, Freund! — Tempelduft, den deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den deine Augen predigen, es strömt von dir aus eine begeisternde Macht, deine Gewande, dein Antlitz, dein Geist, alles strömt eine Heiligung aus!" — Wie man seine Liebe zu irgendeinem Helden, der ein erstrebenswertes Ideal in sich verkörpert, in der Entfernung ehrfurchtsvoll im Herzen trägt, ängstlich jedes Näherkommen meidet, damit nicht etwa dadurch der schöne keusche, weihevolle Charakter dieser Liebe eine Einbuße erlitte, so hütete Rahel die Bewunderung für Goethe in ihrer Seele. Und dies war es eben, was ihr so gut stand und was auch solche, die nicht zur Gefolgschaft des großen Weimaraners gehörten, in ihren Bannkreis zog und schließlich zu ihm bekehrte. Hierin liegt Rahels bedeutsamste Wirkung auf ihre Zeitgenossen. Für die Verbreitung und für das Verständnis Goethescher Poesie ist nirgends so viel geschehen, wie in ihrem Salon.

* *
*

Die Ereignisse bei Jena und Auerstädt warfen ihre düsteren Schatten auch auf Rahels Salon. Der friederizianische Staat war zerbrochen, und über den Trümmern triumphierte die Herrschaft Napoleons. Entmutigung und Zaghaftigkeit bemächtigten sich der Gemüter. Aber in den Edelsten der Nation züngelten die Flammen des Zornes und der Rache auf, geschürt durch die Scham über die erlittene Schmach. Gegen Ende des Jahres 1807 begann Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" zu

halten, und jeder, der ein Fünkchen Patriotismus im Leibe hatte, ging hin und lauschte ihnen voll Begeisterung. Rahel und ihr Bruder Ludwig Robert befanden sich ebenfalls unter der Schar seiner Zuhörer. Mächtigen Widerhall weckten Fichtes Worte in ihrem Herzen, und im Bann seiner zündenden Reden erstarkte ihre patriotische Gesinnung. Die Gestalt des großen geistigen Vorkämpfers der Freiheitskriege verdrängte für eine Weile Goethe aus ihrer Seele, die ästhetischen Interessen mußten vor den patriotischen in den Hintergrund treten. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß Rahels Salon ein politischer geworden wäre, wie etwa der von Frau von Staël. Dazu fehlte es ihr an einer Anhängerschaft. Ihr Freundeskreis war zersplittert, die wenigen, die ihr nahe standen, mit Ausnahme Fichtes, hatten kein Verständnis für ihre edle Begeisterung. Außerdem konnte sie nicht viele Menschen bei sich empfangen, weil ihr Einkommen wegen der schwierigen Lage des preußischen Geldmarktes sehr gering bemessen war und weil die bescheidenen Räume ihrer neuen Wohnung, die sie wegen ständiger Meinungsverschiedenheiten mit der Mutter nunmehr allein bewohnte, für Geselligkeit größeren Stils nicht ausreichten. Sie, die ein Lebensbedürfnis darin sah, stets Freunde um sich zu haben, war nun in die Notwendigkeit versetzt, sie zu entbehren, ja obendrein auf Genüsse, wie Theater und Konzert, verzichten zu müssen. „Bei meinem ‚Teetisch', wie Sie es nennen," schreibt sie an den Dichter Brinkmann, ihre damalige Lage schildernd, „sitze nur ich mit Wörterbüchern; Tee wird gar nicht mehr bei mir gemacht. So ist alles anders. Nie war ich so allein."

In dieser trostlosen Vereinsamung trat ein junger Student ihr nahe, dem sie schon zweimal flüchtig begegnet war und der sie schon lange aus der Ferne mit bewundernden Augen betrachtete: Karl August Varnhagen. Trotz der großen Verschiedenheit ihres Alters — Rahel stand schon im siebenunddreißigsten Jahre und Varnhagen zählte erst dreiundzwanzig — und trotz des tiefgründigen Gegensatzes ihrer Naturen (sie war eine gemütstiefe, reife und verständige Frau, er noch ein unfertiger, unentschlossener Jüngling) ging zwischen beiden bald eine tiefe Freundschaft auf. Rahel befand sich in der noch nicht völlig überwundenen Romeostimmung ihrer Leidenschaft zu dem Spanier Urquijo, welche ihr Gemüt mit allen Fasern erfaßt hatte, und da mag ihr der stille, bescheidene, liebenswürdige und ritterliche Varnhagen wie ein vom gütigen Geschick gesandter Tröster erschienen sein, in dessen aufhorchende Seele sie ihren ganzen Schmerz ergießen durfte. Gleichzeitig mußte die aufrichtige Teilnahme, die er ihr entgegenbrachte, vor allem jedoch sein Bemühen, ihre Wesensart zu begreifen, sie mit einem großen Glücksgefühl erfüllen. „Deine Kenntnis von mir ist mein Süßestes in der Welt", schrieb sie später an ihn, und daß er sich so große Mühe gab, sie zu verstehen, war für sie der stärkste Beweis seiner Liebe. Und alle freundschaftliche Zuneigung, alle liebevolle Behandlung, die sie sonst an viele verteilt hatte, übertrug sie nun, da sie einsam war, auf den einen, der in ihrer Seele so gut zu lesen verstand.

Nach sechsjähriger Wartezeit wurde dieser Herzens-

bund am Altar gesegnet. Es folgten unruhige Jahre, welche die beiden Eheleute bald hierhin, bald dorthin verschlugen. Zuerst mußte Varnhagen als Mitglied des diplomatischen Corps an den Arbeiten des Wiener Kongresses teilnehmen, dann rief man ihn nach Paris, schließlich wurde er als preußischer Geschäftsträger nach Karlsruhe beordert; dazwischen lagen noch verschiedene Reisen, die er teils allein, teils in Begleitung seiner Gattin unternahm. Im Oktober 1819 erfolgte dann die Übersiedelung nach Berlin. Da er den Posten eines preußischen Ministerresidenten in den Vereinigten Staaten ablehnte, eine Berufung, die er seinem Liberalismus zu verdanken hatte und die gleichbedeutend mit einer Verbannung gewesen wäre, wurde er als Geheimer Legationsrat zur Disposition gestellt.

Rahel befand sich nun wieder an der Stelle ihrer alten Wirksamkeit, und ihr erstes war, daß sie ihr bureau d'esprit oder, wie sie es selbst nannte, „die Dachstube, im größeren fortgesponnen" aufs neue eröffnete. In der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" hat Varnhagen die Freunde und Freundinnen dieses anmutigen Kreises porträtiert. Da finden sich die Größen der Berliner Universität, allen voran Hegel. Wie zwanzig Jahre vorher Fichtes ethischer Idealismus in Rahels Salon diskutiert wurde, so wird er jetzt von Hegels spekulativer Philosophie beherrscht, neben dem Meister am glänzendsten repräsentiert durch den scharfsinnigen Eduard Gans, dessen geistvolle Dialektik stets neuen Zündstoff in die Unterhaltung trägt. Von den alten Freunden steht Wilhelm von Humboldt

noch immer mit Rahel in lebhafter Verbindung. Aber die größere Rolle spielt jetzt sein Bruder Alexander. Er versteht aus seinem reichbewegtem Leben, von seinen Reisen so vieles und in einer so leichten und graziösen Form zu erzählen, daß er bei seinem Erscheinen sofort in den Mittelpunkt des Interesses tritt und daß seinen Worten, die auch oft satirisch und witzig gehalten sind, alle mit der größten Aufmerksamkeit lauschen. Wie man sich an seiner naturwissenschaftlichen Schilderung erfreut und erbaut, so hört man einen anderen, weit jüngeren Gelehrten gern über Geschichte plaudern. Es ist Leopold Ranke. Rahel schlösse den jungen Gelehrten wärmer in ihr Herz, wenn er sich nicht in eine unsinnige Schwärmerei für Bettina von Arnim Hals über Kopf hineingestürzt hätte. Sie, die einzige Rivalin, die Rahel in Berlin besitzt, pflegt auch häufig sich in ihrem Salon einzustellen. Beide Frauen haben etwas Wesensverwandtes in ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei für Goethe, in ihrer heißen Liebe für das Große und Erhabene, in der hartnäckigen Behauptung der Individualität und in dem mutigen Eintreten für ein tiefes Empfinden, aber sie unterscheiden sich auch wesentlich voneinander: Bettina eine Mischung von Empfindsamkeit und Romantik, Rahel die Personifikation einer nach Harmonie und klassischer Ruhe ringenden Seele; dort ein leicht geflügeltes Kind der Phantasie, hier eine anmutige Schöpfung der Weltweisheit. Aber sie vertragen sich gut, wenn sie auch hin und wieder einander grollen. Rahel scheut nicht davor zurück, sie als die „geistreichste Frau" zu bezeichnen, und Bettina ihrerseits räumte jener ohne weiteres die

größeren ethischen Vorzüge ein. Bettina rechtfertigt ihren Ruf, die geistreichste Frau zu sein. Wenn sie in den Salon tritt, so ist es, als ob ein Wirbelwind in die Gesellschaft fahre und alle aufrüttele. An jeden einzelnen richtet sie eine launige, spöttische, belehrende Ansprache. Vergebens versucht man ihr zu antworten. Selbst so beredte Männer wie Gans und Humboldt müssen vor diesen glänzenden Attacken des Witzes ausweichen. Nur Rahel gewinnt hin und wieder Zeit für eine plötzlich dazwischen zu werfende geistreiche Floskel. Aber schließlich verstummt sogar Rahel, und Bettina beherrscht ganz allein das Gespräch und sprudelt so von Phantasie, Ideen, Einfällen, Witzworten, Launen, daß ein zufällig anwesender fremder Gast von diesem reizenden Flug ihrer Laune und Seltsamkeit, sich wie von einer Zaubermacht hingerissen fühlt. Nur einer vermag an Zungengewandtheit mit ihr noch zu wetteifern. Es ist der Fürst Pückler-Muskau, der das abenteuerliche Element in Rahels Salon vertritt. Dieser geistreiche deutsche Casanova, dieser elegante Aventurier, der über gefährliche Tigerjagden und pikante Erlebnisse mit der gleichen gelassenen Miene eines blasierten Weltmannes plaudert, dieser formgewandte Lebenskünstler, der sich in alle, selbst die schwierigsten Situationen mit Leichtigkeit und Charme zu schicken weiß, dieser schriftstellernde Welttourist erscheint hier zuweilen, um mit unvergleichlichem Darstellungstalent, in liebenswürdig-chevaleresken Ton den würdigen Ernst durch schalkhaften Humor abzulösen.

Und auch die Dichter fehlen nicht in diesem Salon.

Rahel, die mit der Romantik aufgewachsen ist, sieht ein junges Dichtergeschlecht erblühen, das Politik und sozialen Fortschritt zu seiner Devise erhebt; und sie, der jedes reaktionäre Verharren fremd war, die sich stets den bewegenden Mächten der Zeit anschloß, sie schenkt auch der neuen Strömung ihr aufmerksames Ohr und bemüht sich, ihren Pulsschlag zu fühlen. Sie empfängt eines ihrer Häupter, den kleinen, äußerlich unansehnlichen Börne, der immer etwas Gespanntes und Lauerndes in seiner Seele hat, und unterhält sich mit ihm über Volks- und Menschenrechte und ist später, als er ihren Abgott Goethe schmäht, so tolerant, daß sie nur einen Seufzer ausstößt: „Greulich behandelt er Goethe". Sie tritt ferner in persönliche Berührung mit Theodor Mundt und Gustav Kühne; sie wird trotz ihrer sechzig Jahre, fast möchte man sagen, von der jüngeren Generation zur Muse erhoben. Und Laube widmet ihr schließlich die Worte: „Es hat in Berlin eine Frau gelebt und Briefe geschrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen gelesen, studiert werden sollte, die sich ihres sittlichen und geselligen Zustandes bewußt werden wollen."

Und eines Tages tritt auch ein unscheinbarer schmächtiger Jüngling mit blassem, bartlosem, vergrämtem Antlitz vor sie hin. Er ist meist insichgekehrt, gibt sich zuweilen blasiert, zuweilen als ein Spötter, aber Rahels tiefer Menschenblick gewahrt sofort, daß sein Gebaren erkünstelt ist und daß hinter dem Spott sich nur irgendein tiefer Schmerz verbirgt. Sie ahnt in ihm einen Menschen von zügellosem Subjektivismus, fürchtet seinen

moralischen Zusammenbruch und nimmt ihn darum unter die Fittiche ihrer Erziehung. Fast scheint es, als ob ihre Erziehungsversuche glücken wollen; er blickt zu ihr auf, wie zu einer Heiligen, und in einer stillen unbelauschten Stunde offenbart er ihr, daß er ein Dichter sei. Sie liest seine kleinen Lieder und findet darin Goethe verwandte Klänge, was sie zugleich nachsichtig und froh stimmt. Fortan ist sie seine mütterliche Freundin und literarische Beraterin. Und sie verwöhnt ihren Schützling auf die erdenklichste Art, doch ihre Erziehung schlägt fehl. Nach langer Trennung kehrt er wieder, schon als berühmter Dichter, und ist ungezogener denn je, ja er hat sogar den Mut, ihr, der die Größten ihrer Zeit huldigend nahten, durch die Blume zu sagen, sie müßte sich doch eigentlich durch seine Besuche geschmeichelt fühlen. Das kränkt den Stolz der alten Dame, und heftig erwidert sie: „Wenn Sie so gar großen Wert auf Ihre Person legen, so möchte ich Sie überhaupt nicht haben". Auf diese Zurückweisung erwidert der ungezogene Liebling der Musen mit einem spöttischen, verletzenden Schreiben: „Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit ebenso hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht, und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen." Bald darauf erkrankt die alte Dame, die sich zeitlebens nie einer kernigen Gesundheit erfreut hat. Und sie erkrankt schwer. Da erwacht das Gewissen in der Seele des jungen Dichters; er erinnert sich all des Guten und Schönen, das

er von ihr empfangen hat, und er schickt ihr einen Strauß herrlich blühender Rosen. Ein Glückschimmer huscht über das Antlitz der Kranken, als sie den Strauß empfängt. Und ehe sie noch völlig genesen ist, schreibt sie mit zitternder Hand in ihr Notizbuch:

„Rosen wurden Brücken, sie führten mich ins Leben,
Rosen waren Wunder, Heine hat sie mir gegeben."

Le congrès dansant.

Als die Völkerschlacht bei Leipzig das Schicksal des großen Korsen entschieden hatte und unter dem Ansturm der verbündeten Nationen seine Macht in Trümmer gegangen war, da hätten im Jubel über die Befreiung allerorts die Freudenfackeln lohen und in ihrem Flammenschein von Begeisterung getragene Feste gefeiert werden können. Aber der wirkliche Siegesrausch mit seinem Gefolge von Vergnügungen aller Art stellte sich erst ein Jahr später ein. Während Napoleon auf der Insel Elba wie ein eingefangener Löwe im Käfig grollte und auf einen günstigen Augenblick spähte, um aus der Gefangenschaft zu entweichen, rüstete man sich in der alten Kaiserstadt an der Donau zu einem Reigen von festlichen Veranstaltungen, wie sie bis dahin hier noch nicht gesehen worden waren.

Am 18. Oktober, gerade am Jahrestage der großen Schlacht, nahmen sie mit einem Fest im Prater ihren Anfang. Schon zu früher Morgenstunde war alles in Wien auf den Beinen, und wer nur irgendwie konnte, eilte hinaus nach dem berühmten Stadtpark, wo die

große Feier stattfinden sollte. Dichter Herbstnebel lag auf der weiten Flur, doch allmählich verteilte er sich, und die herrlichste Sonne leuchtete über das ganze von Menschenmassen wogende Gefilde. Auf einem eigens für diesen Tag errichteten Erdhügel ragte ein kleiner Tempel empor, an dessen Säulen Trophäen und Fahnen prangten. Es war das Zelt des Fürsten. Fast alle Herrscher Europas mit Ausnahme des Sultans, hatten sich hier zusammengefunden, darunter zwei Kaiser, vier Könige, Erzherzöge und viele gekrönte Häupter kleinerer Reiche. Dazu gesellte sich noch ein Riesengefolge von Ministern, Hofleuten, Diplomaten, Gesandten, Staatsbeamten, hohen Militärs, geistlichen Würdenträgern und Gelehrten. Seit dem Konzil zu Konstanz war eine so ansehnliche und prunkvolle Versammlung nicht wieder gesehen worden. Eine Messe, die der Erzbischof von Wien, von seinem ganzen Klerus umgeben, zelebrierte, leitete die Feier ein. Im Augenblick der Konsekration donnerten Kanonenschüsse über die Ebene, und zu gleicher Zeit fielen alle Könige, Prinzen, Generäle, Soldaten auf die Knie zu gemeinschaftlichem Gebet. Als der Priester seinen Segen gesprochen hatte und alle sich wieder erhoben, stimmte ein Chor die Friedenshymne an, und die Armee und der ganze Haufe der Umstehenden sangen mit. Und während die Hymne, von vielen tausend Kehlen gesungen, zum Himmel emporstieg, die Kirchenglocken läuteten und die Böllerschüsse dröhnten, standen oben auf dem Hügel in ihren blitzenden Uniformen die Fürsten samt ihrem Stabe und schauten hernieder auf das imposante Schauspiel zu ihren Füßen. Nachdem

die religiöse Zeremonie vorüber war, begaben sich alle nach dem Lusthaus und der Simmeringer Heide, wo die Garnison — viele tausend Krieger, auch manche, die bei Leipzig mitgefochten hatten — unter freiem Himmel gespeist wurden. Nach dem Essen forderte das Vergnügen seinen Tribut. Für die mannigfaltigste gesellige Unterhaltung war gesorgt, und erst bei sinkender Sonne nahm der bunte Trubel ein Ende. Das große Schauspiel des Wiener Kongresses, der die politischen Verhältnisse Europas regulieren sollte, hatte mit einer Jubelouvertüre begonnen.

Um eine solche glänzende Versammlung, die sich für Monate in der österreichischen Residenz niederließ, in gebührender Weise zu unterhalten, bedurfte es natürlich eines großen Apparates. Nicht genug, daß das Personal des kaiserlichen Theaters verstärkt, die berühmtesten Schauspieler Deutschlands und das Ballett von der Pariser Oper berufen worden war, die Phantasie der Hofmarschälle mußte beständig neue Feste ersinnen in Form von Banketten, Redouten, Konzerten, Jagdausflügen, Schlittenpartien. Es schien, als wollte man einholen, was man im Lauf der letzten Jahre an Vergnügungen entbehrt hatte. „Die fünf Sinne forderten ihr Anrecht nach der krampfhaften Sorge und Unruhe dieser beiden wilden Jahrzehnte", schreibt Treitschke in bezug auf diesen Geselligkeitstaumel. „Wie einst Paris nach dem Sturze der Schreckensherrschaft sich kopfüber in den Strudel des Genusses gestürzt hatte, so atmete das alte fürstliche und adlige Europa jetzt auf, froh seiner wiedergewonnenen Sicherheit." Diese Befreiung galt es in einer pompösen

Form zu feiern, und in der Kette der schier unübersehbaren Lustbarkeiten vergaß man fast den Ernst der Aufgabe, um derentwillen man hier zusammengekommen war, verteilte Kronen in gemütlichem Salongespräch oder entschied das Schicksal ganzer Länder beim Kartentisch. „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas.“ Nichts bezeichnet deutlicher das ganze bunte Treiben, als dieses treffende Wort des alten Fürsten von Ligne, dieses feinen Beobachters aller Sitten, der noch in der gesellschaftlichen Schule des Rokoko aufgewachsen war und etwas von jener Lebenskunst in die Berliner und Wiener Salons hineintrug.

Natürlich bildete der Hof den Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Veranstaltungen. Die Summe von vierzig Millionen Franken, die der sieben Monate währende Kongreß verschlungen hat, kennzeichnet wohl am besten den Riesenaufwand, der hierbei entfaltet worden ist. Aber auch neben dem Hof gab es verschiedene Häuser, in denen Festlichkeiten stattfanden. Ja, man kann sagen, daß beinahe jeder Staat durch irgendeine Dame als Beherrscherin eines Salons hier vertreten war. Für Frankreich repräsentierte die Gräfin Perigord, für Preußen die Fürstin von Thurn und Taxis, für Österreich die Gräfin Fuchs oder die Fürstin Fürstenberg, für England Lady Emilie Castlereagh, für Dänemark die Gräfin Bernstorff und für Rußland die Fürstin Bagration.

Die letztere, die Gemahlin des Feldmarschalls, gehörte zu den glänzendsten Erscheinungen des Kongresses. Sie war außerordentlich schön, hatte eine wohlgebaute, ungemein zierliche Gestalt, einen alabasterweißen,

von zartem Rosenrot angehauchten Teint und ein sanftes ausdrucksvolles Gesicht, in dem nur die kurzsichtigen und darum unsicher und schüchtern blickenden Augen etwas störend wirkten. „Durch den Reiz und die Gewähltheit ihres Benehmens," erzählt der liebenswürdige Chronist der gesellschaftlichen Ereignisse des Wiener Kongresses, Graf de la Garde, „schien sie berufen, die artigen Formen und die aristokratische Ungezwungenheit, welche damals die Petersburger Salons zu den ersten in Europa machten, nach Wien überzusiedeln." Der gesamte in Wien anwesende russische Adel verkehrte in ihrem Salon; sogar der Zar, die Könige von Preußen und Bayern stellten sich zuweilen ein. Durch sein geistreiches Wesen fiel im Rahmen dieser Gesellschaft besonders der Oberkammerherr Narischkin auf, der immer eine Fülle von Bonmots auf der Zunge hatte. Wenn er, der Prinz von Ligne und Talleyrand bei der Fürstin zusammentrafen, so brauchte man nicht um die Unterhaltung besorgt zu sein: die drei führten förmlich ein Feuerwerk von Witzen und lustigen Einfällen vor.

Talleyrand kann man auch zu jenen Kavalieren zählen, in denen die Tradition der älteren geistreichen französischen Gesellschaft noch lebendig war. Er besaß alle ihre charakteristischen Fähigkeiten: eine bedeutende Unterhaltungsgabe, sprudelnden Geist und ein leichtes graziöses Benehmen. Er ähnelte darin dem Prinzen von Ligne. Nur repräsentierte der Prinz die Leichtigkeit und Unruhe des galanten Zeitalters, während Talleyrand dessen aristokratische Würde vertrat. Der erstere war mehr ein Blender, der durch seine unerschöpfliche

Einbildungskraft die Zuhörer bezauberte; der andere ließ jedoch bei allen originellen Einfällen und funkelnden Witzen den verstandesscharfen feingebildeten Weltmann durchblicken. Trotzdem er der Wortführer eines unterlegenen Volkes war, zeigte er soviel Fertigkeit und Würde in seinem ganzen Auftreten, als ob er der Vertreter der mächtigsten Nation sei und hier Gesetze zu diktieren habe, so daß Alexander I. über diese Anmaßung zuweilen etwas unwillig äußerte: „Herr von Talleyrand spielt hier den Minister Ludwigs des Vierzehnten".

Daß man die Gesellschaft eines solchen ausgezeichneten diplomatischen Machthabers lebhaft suchte, läßt sich leicht begreifen. Nach französischer Gewohnheit empfing er oft schon Gäste, während ihn der Kammerdiener noch frisierte, und plauderte mit ihnen über wichtige Dinge. In seinem Salon machte die schöne Gräfin Edmund von Perigord die Honneurs. Manchmal saß er neben ihr auf dem Sopha und plauderte mit Ministern und hohen Staatsbeamten, die ringsum stehend ihm aufmerksam zuhorchten und jeden seiner Sätze begierig in sich aufnahmen, als wären es unumstößliche Wahrheiten. Die Politik bildete in diesen Räumen das Hauptgesprächsthema. Die wichtigsten Fragen wurden hier diskutiert. Mit kalter, scheinbar gleichgültiger Miene hörte Talleyrand zu, wenn sich die Meinungen der Gesandten in scharfem Kreuzfeuer begegneten; er wußte, daß doch zu guter Letzt aller Augen sich fragend an ihn wenden würden und daß er schließlich, mit einem feinen überlegenen Lächeln auf den Lippen, das entscheidende Wort sprechen müßte, das entscheidende Wort, das

Pozzo di Borgo, jener „gesinnungstüchtige" General, der einst im Jahre 1792 die Franzosen zum Kriege gegen Deutschland aufgehetzt und nach der Völkerschlacht die Alliierten zum Marsch nach Paris bestimmt hatte, mit irgendeinem Zitat aus Dante oder Tacitus, meist an unrechter Stelle, bekräftigen würde.

Im Salon der Gräfin Fuchs, dieser geistreichen und anmutigen Dame, die in wahrhaft majestätischer Würde die Geselligkeit in ihrem Hause regierte und mit Recht den Beinamen „Königin" trug, schaltete dagegen die Politik so gut wie ganz aus. Hier galt Fröhlichkeit als die oberste Göttin. Hier zog man die Intimität geräuschvollen Festlichkeiten vor. Bei kleinen Soupers kam man mit Gentz, Varnhagen, Eugen Beauharnais, Herzog von Dalberg, Wallmoden und andern Berühmtheiten des Tages zusammen, unterhielt sich über die neusten Ereignisse und machte der reizenden Dame des Hauses seine Komplimente. Man war stets auf dem Laufenden und beobachtete von hier, gleichsam von einer Warte, den Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten, übte hin und wieder Kritik, blieb aber doch immer artig und höflich wie die Gastgeberin selbst.

Zeiten schwelgender Üppigkeit und bunten geselligen Trubels bedürfen stets neuer Sensationen. Sind es nicht nervenkitzelnde Vergnügungen, so sind es absonderliche Menschen oder interessante Persönlichkeiten. Irgendeine romantische Note muß das gesellige Leben erhalten. Man denke nur daran, wie in dem geräuschvollen, an Genüssen verschiedenster Art übersättigten Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten die Predigten eines Bossuet, Bourdaloue

und Esprit Fléchier plötzlich zu gesellschaftlichen Ereignissen wurden, denen beizuwohnen jede gebildete Dame sich verpflichtet fühlte. Auch Wien hatte während des Kongresses seinen berühmten, von der holden Weiblichkeit vergötterten Kanzelredner, seinen „Esprit Fléchier".

Es war der Dichter und ehemalige Lutheraner Zacharias Werner. Er hatte in bußfertiger Einkehr nach liederlichem Lebenswandel die Bühne mit der Kanzel vertauscht und predigte nun mit faszinierender Gewalt in den Kirchen Wiens, am häufigsten im Stephansdom. Wenn er predigte, so fand sich in dem großen Dom kaum Platz für alle Zuhörer, die in der Minderheit aus Frömmigkeit, in der überwiegenden Mehrheit aus Neugier in das Gotteshaus strömten. Die Damen, einheimische und fremde, konnten sich nicht satt sehen an dem hageren Priester mit dem leichenblassen Gesicht und den tiefliegenden Augen, dessen Erscheinung in den düstern Kirchenmauern fast geisterhaft wirkte. Seine Predigten waren durchdrungen von einer sinnlich-mystischen Religiosität, die in höchst phantastischen Bildern und Gleichnissen zu schwelgen liebte. Gewöhnlich sprach er über solche Stoffe, die ihm Gelegenheit boten, sein verflossenes sündhaftes Leben in die Rede hineinzuflechten, damit seine Bekehrung beim Publikum desto schwerer ins Gewicht falle. Nur zuweilen traf ein Seitenhieb auch die sich amüsierende Gesellschaft. Am meisten eiferte er gegen seine früheren Theaterstücke, welche die Wiener Theaterdirektoren in geschickter Ausnutzung der Popularität ihres Verfassers allabendlich aufführen ließen. Er versuchte sie als grobe Irrtümer hinzustellen und hoffte dadurch

das Publikum von ihrem Besuch fernzuhalten. Aber er erreichte nur das Gegenteil: dieselben Zuhörer, die morgens in die Kirche rannten, um den Worten des neuen Paulus zu lauschen, stellten sich abends im Theater ein und klatschten Beifall den dramatischen Schöpfungen, die noch unter der Feder des alten Saulus entstanden waren. So entbehrte die Gesellschaft des Wiener Kongresses auch nicht des pikanten Momentes.

In dem endlosen Reigen von Unterhaltungen wollte kein Stillstand eintreten. Seit fünf Monaten war kein Tag verstrichen, der nicht durch Feste bezeichnet gewesen wäre. Im Gegenteil, das Vergnügungsfieber schien sogar noch im Wachsen begriffen zu sein. Der Karneval kam und rauschte in ungebändigter Lust vorüber. Kaum war sein betäubender Jahrmarktslärm verklungen, als Gerüchte nach Wien drangen, Napoleon habe Elba verlassen. Aber man beunruhigte sich nicht sonderlich über diese Nachricht, denn man glaubte, die englischen Kreuzer würden ihn schon auffangen und nach seinem Verbannungsorte zurückbringen. Jedenfalls setzte man die Bälle und sonstigen Vergnügungen mit gewohnter Regelmäßigkeit fort und ließ sich nicht weiter einschüchtern.

Beim Fürsten Metternich war gerade großer Ball. Die Potentaten, die Fürstlichkeiten, der Hochadel, die Elite der Kongreßgesellschaft haben sich in dem Ministerpalais eingefunden. In den strahlend erleuchteten Räumen wogt ein Meer von farbigen Uniformen und rauschenden bunten Seidenroben. Ein lustiger Walzer tönt von der Estrade durch den großen Ballsaal. Zar Alexander wiegt sich im Tanz mit der Fürstin

Bagration. Kaiser Franz steht im Gespräch mit dem König von Preußen. Nicht weit von ihnen sagt Wellington einer reizenden Dame liebenswürdige Schmeicheleien. Da tritt ein General in den Saal. Seine Wangen glühen vor Aufregung. Hastig, abgerissen sprudelt er über seine Lippen:

„Napoleon ist in Cannes gelandet. Die Soldaten jubeln ihrem General zu. Er zieht im Triumph nach Paris."

Die Nächststehenden haben ihn verstanden. Sie halten mitten im Tanz inne. Die Kunde pflanzt sich fort von Paar zu Paar. Im Nu stockt alle Bewegung. Nur das Orchester spielt noch weiter. Zar Alexander verneigt sich dankend vor der Fürstin Bagration und schreitet auf Talleyrand zu:

„Ich habe Ihnen wohl gesagt, daß dies von keiner Dauer sein würde."

Der französische Gesandte bleibt stumm, ohne eine Miene zu verändern, und verbeugt sich nur höflich vor dem Zaren. Friedrich Wilhelm gibt dem Herzog von Wellington einen Wink und verläßt mit ihm den Saal. Bald darauf entfernen sich auch der Zar, Kaiser Franz und Metternich. Der größte Teil der Gäste verschwindet. Die Musik ist verstummt. Die unzähligen brennenden Wachslichter scheinen plötzlich ihren Glanz verloren zu haben. Grabesstille senkt sich auf den Saal hernieder. In einer Ecke steht noch ein junger russischer Offizier und wendet sich, während ein halb ironisches, halb schmerzliches Lächeln um seine Lippen spielt, im Flüsterton zu der hübschen brünetten Dame neben ihm:

„Die ganze Affaire erinnert mich an ein allerliebstes Vaudeville ‚Der unterbrochene Tanz': Während der Aufführung eines Balletts, in dem Heinrich IV. tanzte, wurde plötzlich die Einnahme von Amiens durch die Spanier verkündet. Der Tanz mußte infolgedessen abgebrochen werden. Ich aber spreche, wie der König damals zu seiner Dame: Schöne Gabriele, jetzt müssen wir Tanz und Spiel aufgeben, zu Pferde steigen und einen andern Krieg beginnen. Den Freuden der Liebe müssen wir für eine Zeitlang Valet sagen."

Gesellschaftsbilder aus Alt-Wien.

Neben den großen Salons der Kongreßzeit gab es in Wien auch solche, in denen es nicht so geräuschvoll zuging, kostspielige Prunkentfaltung nicht die Hauptsache bildete, aber ein um so größeres Gewicht auf Geist und Gemüt gelegt wurde. Ein derartiges intimes Reich der Geselligkeit konnte man bei Rahel Varnhagen in Wien finden. Ihre schwächliche Gesundheit gestattete ihr nicht, an allen den großen festlichen Veranstaltungen teilzunehmen, auch mag dieses pompöse, auf Äußerlichkeit bedachte Treiben nicht nach ihrem Sinn gewesen sein. Und so schuf sie sich hier in der Fremde ihren eigenen kleinen Salon, der in erster Linie für die preußischen Freunde als ein Mittelpunkt anregender Geselligkeit bestimmt war, ohne jedoch das ausländische Element auszuschließen. In diesem Kreis, den Rahel gewissermaßen als einen Ableger ihres Berliner Salons züchtete, wurde, wie Varnhagen berichtet, „nichts vertreten und bezweckt, als das Allgemein-Menschliche und die freieste Betrachtung desselben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ansehen der Person nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, sich in jenem Elemente zu

bewegen, den Anteil an demselben entschied." Auch in dieser Gesellschaft forderte die Politik, zwar gegen Rahels Willen, energisch ihr Recht. Mancher glückliche Ausdruck, manche stichhaltigen Gründe, manche überraschenden Wendungen formten sich hier im Gespräch und drangen bis an jene Stellen, wo sie Wert und Bedeutung erhielten.

Der eigentlich literarische Salon wurde durch das Pichlersche Haus repräsentiert. Er blieb auch während der ganzen vormärzlichen Periode nächst dem „silbernen Kaffeehaus" Neuners in der Plankengasse der bedeutendste Sammelplatz der Wiener Literaten und Künstler. Vornehmlich war es wohl die Gestalt der liebenswürdigen Gastgeberin, die so anziehend auf alle wirkte. Freunde des Hauses schildern sie als eine einfach-natürliche, gemütvolle, gesinnungsstarke Frau, die ihre Lebensaufgabe in der Pflege und Veredelung der Familienbande und häuslich-geselliger Zustände erblickt habe. Durch ihre zahlreichen Romane und dramatischen Dichtungen war Caroline Pichler außerdem eine viel gelesene Schriftstellerin geworden, deren Ruf sich nicht allein auf Österreich beschränkte und deren Bekanntschaft von angereisten Fremden gern gesucht wurde.

Schon im Hause ihrer Mutter waren die Schöngeister Wiens ein- und ausgegangen. Caroline brauchte also in ihrem Salon nur die Tradition des mütterlichen Heims fortzusetzen. Dienstag und Donnerstag galten als ihre Empfangstage. Da waren ihr alle willkommen: Bekannte und Fremde. Sonntags dagegen empfing sie nur ihre intimsten Freunde. Unter ihnen befand sich auch

der junge Grillparzer, der damals gerade die Stufenleiter seines Ruhmes zu erklimmen begann. Er stellte sich oft schon zum Mittagessen ein und blieb dann bis zum Abend. „Sein reich geschmückter Geist," erzählt Caroline, „noch mehr aber die Einfachheit und Herzlichkeit seines Benehmens, gewannen ihm unser aller Achtung und Zuneigung, und auch er schien sich mit gleichen Gesinnungen an uns anzuschließen." Grillparzer musizierte mit Carolinens Tochter, phantasierte hin und wieder selbst mit Talent und Geschmack auf dem Fortepiano, gab in animierter Stimmung Erlebnisse zum besten und besprach manchmal sogar seine poetischen Pläne.

Eines Tages erzählte er, ihm hätte geträumt, seine „Sappho", an der er damals arbeitete, wäre durchgefallen und Caroline sowohl wie ihre Tochter hätte mit eingestimmt in das allgemeine Gelächter. In Wahrheit erntete jedoch das Stück bei der Erstaufführung einen ungeheueren Beifall, über den niemand sich mehr freute, als das Pichlersche Haus. Aber die hypochondrische Stimme, die dem Dichter wohl jenen Traum eingegeben hatte, ließ trotz des Erfolges sich nicht zum Schweigen bringen. Er besuchte seine Freundinnen immer seltener und blieb schließlich ganz fern.

Von andern berühmten Gästen seien Thorwaldsen und Carl Maria von Weber erwähnt. Ersterer erregte bei seinem Erscheinen geradezu Sensation. Man überhäufte ihn mit Einladungen, und die Damen huldigten ihm beinahe ebenso enthusiastisch, wie wenige Jahre vorher dem griechischen Freiheitskämpfer Ypsilanti. Einen Abend verbrachte er in Gesellschaft von Madame Cre-

linger, der hervorragenden Darstellerin der Julie, und andern Berühmtheiten im Pichlerschen Salon. Caroline beschreibt ihn mit folgenden Worten: „Seine Persönlichkeit, diese hohe Gestalt von kräftigem Wuchse, die stark ausgesprochenen Züge, der ernste und doch so milde Ausdruck derselben, das blonde Haar und die lichtblauen Augen gaben ganz das Bild eines Skandinaviers oder eines alten Deutschen, wie sie Tacitus schilderte. Diese Augen waren aber auch von einer Klarheit, Helligkeit und Farbe, wie ich sie nie gesehen, und schienen ungeachtet eines sehr freundlichen wohlwollenden Ausdrucks, während er sprach, tief in des Zuhörers Seele einzudringen und sie zu durchforschen. Übrigens war sein Benehmen höchst einfach, anspruchslos und bei viel natürlicher Höflichkeit doch gerade so weit vom Weltton entfernt, wie man es bei einem so großen Künstler voraussetzen kann."

Weber, dessen „Freischütz" damals gerade erfolgreich in Wien gegeben wurde, kam mit einer Empfehlung Tiecks, der so manchen ausgezeichneten Geist an Caroline adressiert hatte. Der schmächtige, lahmende, sehr wenig vorteilhaft aussehende Romantiker der Musik machte bei flüchtiger Bekanntschaft im Salon keine so bestechende Figur wie der Däne Thorwaldsen oder der Griechenschwärmer Ypsilanti. Aber bei näherem Umgang entpuppte er sich als ein Mann von feiner Lebensart, hoher Geistesbildung und großer Gemütstiefe. Vollends erwarb er sich die Sympathieen beim Vortrag eigener Kompositionen. Er spielte sie nicht mit der fingerfertigen Geschicklichkeit eines professionellen Virtuosen, dagegen

mit einer Innigkeit und Tiefe der Empfindung, daß Caroline, die Mozart und Beethoven hatte spielen hören, sich an deren Vortragsweise erinnert fühlte.

Die Musik fand überhaupt in den Wiener Salons eine besonders eifrige Pflege. Beim Hofrat Raphael Georg Kiesewetter von Weißenbrunn, einem bedeutenden Musikgelehrten und guten Sänger, konnte man nur Musik von Palestrina, Allegri, Scarlatti, Bach und andern alten Meistern hören. Alle neuen Tonkünstler, selbst die besten unter ihnen, waren hier grundsätzlich ausgeschlossen. Ihnen bot sich dafür beim Ritter von Spaun eine willkommene Wirkungsstätte. Dieser Edelmann war ein feinsinniger Liebhaber der Tonkunst und insbesondere ein begeisterter Verehrer Franz Schuberts. In seinem Salon bildete sich die erste Schubertgemeinde. Der mit Glücksgütern vom Leben sehr kärglich bedachte Musiker, der sich am liebsten nur im Kreise seiner vertrauten Freunde sehen ließ, verlor hier inmitten eines Kranzes schöner, seiner Kunst lebhafte Ovationen darbringender Damen, seine beklommene Schüchternheit und war ausgelassen und fröhlich. Natürlich fehlten hier auch nicht seine beiden Intimi: der hagere, immer froh gelaunte, in einem fadenscheinigen Röckchen herumstolzierende Bauernfeld und der hübsche, romantisch wie seine Kunst aussehende Schwind.

Die drei bildeten eine unzertrennliche Seelengemeinschaft, einerlei ob sie in Gesellschaft, im Kaffeehaus oder in Schuberts bescheidener Bude zusammentrafen. Sie hatten sozusagen ihren eigenen Salon, der je nach dem, ob Ebbe oder Flut in ihrer Börse herrschte, einen be-

scheidenen oder luxuriösen Anstrich hatte; d. h. wenn man bei Kasse war — natürlich war „Bertel", wie Schubert scherzweise genannt wurde, stets der Krösus, denn er brachte doch wenigstens hin und wieder ein paar Lieder an den Mann — lud man noch einen Kreis gleichgesinnter Freunde ein, meist Maler und Musiker, und auch einige anmutige Frauen und Mädchen. Der Wein floß in Strömen, der treffliche Vogl, einst der Stern der Wiener Oper, sang Bertels Lieder, die dieser selbst akkompagnierte, und Männlein und Weiblein hörten mit andächtiger Bewunderung zu. Später lockte der Tanz. Bertel mußte seine neuesten Walzer spielen und wieder spielen, bis ein endloser Kotillon sich abgewickelt hatte und das kleine korpulente Männchen ganz in Schweiß gebadet war. Regierte jedoch Schmalhans Küchenmeister, so begnügte man sich mit einem bescheidenen Souper. Die geistige Würze durfte aber nicht fehlen: Bauernfeld trug einige verrückte Jugendgedichte vor, und Schubert spielte darauf mit Schwind vierhändig oder sang ein paar seiner Lieder. Um Mitternacht brachen die drei Freunde nach dem Kaffeehaus auf und tranken dort auf Pump eine „Melange" nach der andern. Erst in früher Morgenstunde dachte man an das Heimwärtsgehen, und zwar begleitete man sich gegenseitig nach Hause. Da aber keiner von dem andern sich trennen wollte, so übernachtete man zuguterletzt bei einem von den dreien. Schwind gab dann gewöhnlich noch irgendeinen Ulk zum besten, den „Bertel" mit gemütlichem Kichern quittierte. Dann schliefen alle drei ein und schnarchten bald um die Wette: der eine im Bett, der andere auf

dem Sopha und der dritte — diesen Ruheplatz wählte gewöhnlich Schwind — bloß in eine Decke gehüllt, auf dem Fußboden.

* *
*

Die Hochfinanz hat immer durch glanzvolle gesellschaftliche Repräsentation sich auszuzeichnen gewußt. Jede Blütezeit gesellschaftlicher Kultur ist mit dem Namen irgendeines solchen Finanzkönigs verknüpft. Während des Wiener Kongresses war es der Bankier Baron Arnstein. Die vornehmste Gesellschaft drängte sich in seinen Salon. Mit Ausnahme der Souveräne war hier alles vertreten, was irgendwie auf Stand oder Ruhm Ansprüche erheben konnte. Keine der schönen Frauen, die Wien damals so mit Stolz erfüllten, fehlte bei seinen Soireen, die in ihrer üppigen verschwenderischen Pracht lebhaft an ähnliche Veranstaltungen eines Agostino Chigi oder Lorenzo Strozzi erinnerten.

Graf de la Garde schildert eine solche Festlichkeit in seinen Memoiren: „Die seltensten Blumen, allen Klimaten entlehnt, schmückten die Treppen, die Salons, die Tanzsäle mit reichem Farbenglanze und ausgezeichnetstem Dufte. Tausende von Kerzen und Spiegeln, Gold und Seide glänzten überall. Eine ausgezeichnete Musik, wie man sie damals nur in Wien hören konnte, bezauberte das Ohr. Es war mit einem Worte eins der unvergleichlichen Resultate, welche der Reichtum erlangt, wenn er vom Geschmack unterstützt wird." Ein Konzert, ausgeführt von den ersten Künstlern der Residenz,

Schubertabend bei Ritter von Spaun

Gemälde von M. v. Schwind

leitete die Soiree ein. Darauf folgte ein Ball, und dem Ball schloß sich ein Souper von ungeheurem luxuriösen Aufwand an. Man fand sich mitten im Winter plötzlich in eine Sommerlandschaft versetzt. Die Säle waren in einen Garten umgewandelt. An den Bäumen hingen Kirschen, Pfirsische und Aprikosen. Die Gäste brauchten sie nur von den Zweigen zu pflücken. Die verwöhntesten Gesellschaftsmenschen staunten über diese Wunderwelt, die selbst ihren verfeinerten Geschmacksgelüsten allzuviel des Guten bot.

Wie ein Märchenschloß muß dieses Bankierpalais erschienen sein dem Volk, das sich oft massenweise vor seiner Front auf der Straße staute, neugierigen Blickes die vorrollenden eleganten Equipagen musterte und mit sehnsüchtigen Augen hinaufsah zu den Fenstern, an denen der Schnee zuweilen wie Diamanten glitzerte. Und seine Phantasie malte sich alle die Wunder aus, welche die Gesellschaft dort oben mit ihren Augen schauen durfte. Vielleicht war dies die Villa, die den jungen Stifter, wenn er abends durch die Straßen Wiens wandelte, durch ihren Lichterglanz, das bunte Menschengewoge vor der Auffahrt, die vielen hineingehenden vornehmen Gäste so magnetisch anzog, daß er sich mit unter die Gaffer stellte, nur von dem einen Wunsch beseelt, den dort oben „stattfindenden Salon" aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Und viele Jahre später vergönnt das Schicksal dem bescheidenen Dichter diesen Anblick. Aber er findet garnicht jene märchenhafte Pracht vor, von der er so viel vernommen hat. Wohl herrscht in allen Zimmern ein

behaglicher Komfort. Doch man könnte eher glauben, in dem geschmackvollen Heim eines großen Künstlers sich zu befinden, als in dem Hause eines Nabobs. Und diejenige, die das Präsidium in diesem Salon führt, ist nicht mehr die entzückende Fanny Arnstein, die viel bewunderte Schönheit der Wiener Kongreßzeit, sondern deren geistreiche Tochter, die liebenswürdige Baronin Pareira, schon eine ältliche Dame von etwas hausmütterlichem Aussehen. Sie hat bereits eine erwachsene Tochter, ein schönes Mädchen mit schwarzlockigen Haaren und funkelnden Augen. Und auf eine ganze Reihe knospender junger Damen fällt der Blick. Es blüht hier förmlich von lachender Jugend, in deren Umgang sogar die alten Herren sich um Jahre verjüngen. Dort der schlanke grauhaarige Mann, den eine Schar kichernder Mädchen umflattert, ist gewiß der berühmte Orientalist Josef von Hammer-Purgstall. Hier hat er seine Gelehrsamkeit abgeworfen und gibt sich als der unverwüstliche Witzbold. Und jener ältliche Herr, der so bescheiden in seinem Sessel lehnt und mit lächelnder Miene zuhört, wie ein paar junge Leute neben ihm über Mozart und Beethoven streiten, wer könnte es sonst sein als Grillparzer, der ewige Bräutigam, der nur auf den Beginn des Soupers harrt, um dann den Hut zu nehmen und zu seiner Kathi zu eilen! Denn hier gibt es keine Etikette, keinen Zwang. Man kann kommen und gehen, wann man will, und man kann auch, ohne die Hausfrau zu kränken, auf das Souper Verzicht leisten.

Nur *ein* Gesetz waltet in diesem Salon: Gesellschaftsfreiheit. Man richtet sich nach keinem Programm, man

bestimmt nicht vorher, ob heute musiziert oder gelesen werden soll, man kommt ohne jede Prätension, und wenn zufällig einige Notabilitäten anwesend sind, so horcht man ebenso begierig auf ihre geistreichen Worte, wie man willig Terpsichore dient oder den Zuschauer spielt, wenn eine fröhliche Jugend sich gerade im Tanze schwingt. Die jeweilige Stimmung gibt die Art der Unterhaltung. Ist ein kleiner Kreis versammelt, so wird entweder Musik gemacht oder vorgelesen oder auch bloß geplaudert. Da blitzen die Geistesfunken auf, die dann einer am andern schnell fortzünden, und in rascher Wechselwirkung verschlingen sich die Behauptungen, Ansichten, Witzspiele, und fördern jene angenehme Aufregung zutage, die dem Salon erst seine interessante Farbe verleiht. Hier, wo die Damen flatternde Ringellöckchen und die Herren kokette Backenbärtchen tragen, wo der glockenförmige Reifrock und der zugespitzte Vatermörder sich als die stolzen Herrscher der Mode fühlen, wo in den geblümten Tapeten und in den behäbigen, zum Versinken tiefen Lehnsesseln die Anmut des Biedermeiertums spielt, hier, in dem Wien Bauernfelds, Nestroys und des Walzerkönigs Strauß, feiert die Geselligkeit Alt-Wiens ihre letzten Triumphe.

Die letzten Salons.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts steht der Salon bereits auf dem Aussterbeetat. Langsam, aber mit unumstößlicher Sicherheit verschwindet er als maßgebender Faktor aus dem gesellschaftlichen Leben. Die Anzeichen zu seinem Niedergang regen sich allerdings viel früher. Schon in den Memoiren der vormärzlichen Zeit werden Klagen laut, die dem Salon Langeweile und Steifheit zum Vorwurf machen. Den Menschen fehle, so heißt es, die geistige Freiheit und die Gabe abwechslungsreicher und amüsanter Unterhaltung, die doch in erster Linie das Haupterfordernis einer solchen Geselligkeit seien. Sie kommen, sprechen Dinge, die man tausendmal schon gehört hat, brauchen konventionelle Redensarten, langweilen sich und gehen wieder. Sie betrachten den Salon gewissermaßen als eine Zeremonie, als eine notwendige gesellschaftliche Pflicht, deren man sich ebenso wie einer Visite entledigen muß, aber nicht als eine Stätte anregenden Verkehrs, gegenseitigen Gedankenaustausches, heiteren Beisammenseins. Mit dieser Umwandlung seines Begriffs wird dem Salon natürlich

das Lebenselement genommen. Charakteristisch ist es auch, daß gerade jetzt während des anbrechenden Verfalls der Salon zu einer gewissen Popularität gelangt, daß er sozusagen als Modewort vom Volk annektiert und für alle möglichen Institutionen als Bezeichnung verwandt wird. Jetzt gibt es auf einmal juristische, ästhetische, politische, radikale, konservative, Spiel-, Tanz-, Tee-, Damen-, Herren-, Friseur- und Schneidersalons. „Daß der Salon endlich gar kein Gebäude mehr bedeuten würde," erzählt der alte Stifter in Rückblick auf seine Jugendtage, „sondern eine Versammlung oder eine Partei und zuletzt gar ein Buch (er meinte Heines ‚Salon'), das hätte mir freilich damals eine Umwälzung geschienen, die einer Staatsrevolution völlig gleichkam — jetzt aber wundert es mich gar nicht mehr, seit ich weiß, daß man jedes Wort nach und nach für alles gebrauchen kann, wofür man will, wie man ja jedes Tages einen Menschen, dem man eben keinen schlechten Titel zu geben weiß, mit dem Worte ‚guter Freund' anredet, was sonst das höchste bedeuten sollte, was es außer Eltern und Gatten im menschlichen Leben gäbe. "

Wie gesagt, nicht auf einmal, sondern allmählich büßte der Salon seine Bedeutung ein. In einzelnen Städten, zum Beispiel in Paris und Berlin, auch in dem kleinen Weimar machte sich noch eine Nachblüte feiner Salonkultur bemerkbar, ehe sie vollkommen erstarrte. In Paris waren es vornehmlich die Herzogin de Rauzan und die Gräfin d'Agoult, die eine stilvolle Geselligkeit in ihren Häusern pflegten. Wie angelegen sich die fran-

zösischen Damen noch immer diese sein ließen, geht aus folgenden Worten der Gräfin d'Agoult deutlich hervor: „Der Salon bildete damals den höchsten Ehrgeiz der Pariserin, den Trost ihrer reifen Jahre und den Ruhm ihres Alters. Lange vorher hielt sie ihn im Auge, Ihren ganzen Verstand wendete sie darauf, opferte ihm alle Liebhabereien, erlaubte sich keinen anderen Gedanken, keine Zerstreuung, keine Neigung, keine Krankheit, keine Traurigkeit. Sie war nur an zweiter Stelle Gattin, Mutter oder Geliebte. Unter den Fremden durfte sie nur einen bevorzugen, den bemerkenswertesten, einflußreichsten, berühmtesten Mann. Man muß auf das eigene Selbst verzichten und sich ganz dem Dienst des großen Mannes weihen." Madame d'Agoult sprach hier aus eigener Erfahrung. Sie selbst kann als der Typus einer solchen Salondame gelten, die über den einen großen Mann alles andere vergaß. Für sie war Liszt der Held, der Abgott. Wenn seine Meisterhand die Tasten sprechen ließ und Berlioz' „symfonie fantastique", oder Chopins Nocturnen oder seine eigenen Kompositionen erklangen, dann lauschte sie, am Boden kniend, den schönen Kopf an das Klavier gedrückt, in seeliger Verzückung seinem Spiel und richtete den schwärmerischen Blick zu ihm empor, wie zu einem Heiligen. Überhaupt stand in jenen Tagen die Musik mehr in Mode als die Literatur. Die Komponisten, Klaviervirtuosen und Geigenkünstler stellten die Dichter völlig in den Schatten, und wenn zuweilen irgendein namhafter Poet im Salon eines seiner Werke vorlas, geschah es leicht, daß er kühle

Aufnahme fand, weil die Zuhörer sich garnicht Mühe gaben, in den Gehalt der Dichtung eindringen. So erging es zum Beispiel dem feinsinnigen Romantiker Alfred de Vigny bei einer Vorlesung seines Werkes „La Frégatte" im Hause der Gräfin d'Agoult. Er wußte sich aber geschickt über das ablehnende Schweigen, das nach der Lektüre eintrat, mit einem witzigen Bonmot hinwegzusetzen, indem er zu der Dame des Hauses lächelnd äußerte: „Meine Fregatte hat in Ihrem Salon Schiffbruch erlitten".

Und ebenso überwog in einzelnen Berliner Salons das musikalische Element. Eine Vormachtstellung in dieser Hinsicht behauptete der Kreis, den die Gräfin Schleinitz um sich versammelte. Sie wirkte insonderheit als Pionierin Wagnerscher Musik, indem sie ihre Gäste durch kleine, in ihrem Hause veranstaltete Konzerte in den Geist derselben einweihte. Damals tobte der Kampf für und gegen Wagner in aufgeregtester Weise, und die Zahl seiner Gegner war bei weitem größer als die seiner Freunde. Die letzteren nicht unwesentlich vermehrt zu haben, durfte sich die Gräfin Schleinitz mit Recht rühmen, verkehrten doch in ihrem Salon die hervorragendsten Persönlichkeiten Berlins in Kunst und Wissenschaft, ja sogar Mitglieder des königlichen Hauses, wie zum Beispiel Kronprinz Friedrich. Eine so illustre Gesellschaft wie hier, versammelte sich auch im Salon der Gattin des großen Physikers Helmholtz. Es war ein besonderes Geschick der Hausherrin, die verschiedenen, aus mannigfaltigen Berufen und Ständen zusammengesetzten

Gruppen durcheinander zu mengen und so jede einseitige Fachsimpelei zu verhindern und ein Gespräch von allgemeinerem, über die Grenzen einer bloßen Gesellschaftsunterhaltung hinausgehendem Interesse in die Wege zu leiten. Sie erinnerte in dieser Kunst an die französischen Meisterinnen der Konversation, beherrschte außerdem das Wort mit einer Eleganz und Würde, in denen ihr so leicht keine andere deutsche Frau gleichkam. So umwob sie mit einer entzückenden Grazie das Heim eines stillen grübelnden Gelehrten, dessen ganze Gestalt in diesem regen Treiben etwas weltfremd wirkte. Nicht so faszinierend und großzügig, in der Art der Unterhaltung mehr auf Intimität und deutsche Gemütlichkeit Gewicht legend, äußerte sich die Geselligkeit in der Villa des berühmten Ägyptologen Lepsius. „Die Bescheidenheit der Bewirtung war sprichwörtlich," erzählt Sabine Lepsius, aber „es gab keine gewichtige Persönlichkeit jener Zeit, die diesem Hause nicht verbunden war, die nicht ein Mal mindestens das Zentrum berührt hatte, das für die Gelehrten Europas so viel Bedeutung besaß." Unvergeßlich blieben ferner die Abende in den großen niedrigen Mansardenzimmern des Kuglerschen Hauses, wo eine Schar junger Dichter und Künstler, wie Geibel, Heyse, Fontane, Menzel und andere, angezogen durch die anregende Persönlichkeit des Hausherrn, des Kunsthistorikers Franz Kugler, nicht minder auch durch die anmutige Erscheinung seiner liebenswürdigen Gattin, sich meist ungeladen einfanden und, mit Tee und Butterbrot vorlieb nehmend, ein paar Stunden lang plau-

Abendgesellschaft bei der Gräfin Schleinitz

Gemälde von Adolf v. Menzel

dernd und scherzend sich's wohl sein ließen. Und schließlich sei noch des großen gelben Saales in dem Hause des Museumsdirektors von Olfers gedacht, wo die angesehendsten Künstler und Gelehrten sich zu versammeln pflegten, seine Gattin Hedwig die Honneurs machte, Hermann Grimm seine Essays vorlas und sogar noch der junge Wildenbruch eine kleine verständnisvolle Gemeinde fand.

Auf alle diese Salons fielen noch die Strahlen jener reizvollen Geselligkeit, die wir durch fünf Jahrhunderte verfolgt haben; hier leuchteten sie noch einmal in ihrer Herz und Geist erfrischenden Anmut auf, um gegen das Jahrhundertende zu erlöschen. Was heute noch als Salon besteht, hat mit der früheren Bedeutung dieses Begriffes kaum mehr als den Namen gemeinsam. Die Gründe dieses Niederganges sind mancherlei Natur. Vor allem ist es das materialistische Moment, das unseren Zeitgeist beherrscht; der Erwerb bildet das A und das O des heutigen Lebens, und selbst viele fein kultivierte Menschen, sogar Gelehrte und Künstler, huldigen seinem Gebot. Dieses ewige Anhäufen materieller Güter, dieses Rennen nach dem Erwerb bedingt notwendigerweise ein gewisses einförmiges mechanisches Lebenstempo, das nur durch nervenkitzelnde Sensationen aus seinem Gleichmaß gebracht wird. Darum findet auch der moderne Mensch in der Sensation seine Hauptunterhaltung. Ob Pégoud auf dem Rücken fliegt, oder Guignard im Kilometerrennen siegt, oder Gilbert einen neuen Tanzschlager schreibt, sind für die jetzige Gesellschaft Ereignisse von größerer Anziehungs-

kraft als irgendein tiefgründiges Werk eines bedeutenden Gelehrten, Dichters oder Künstlers. Sie stellen zum mindesten keine Anforderung an eine wohlgepflegte Konversation. Wo aber die Gesprächskunst fehlt, da kann auch eine gediegene Unterhaltung sich nicht entfalten. Wann wird sie wieder zu neuem Leben erblühen und wann werden die Frauen wieder reif sein, um als Trägerinnen einer vornehmen gesellschaftlichen Tradition im Mittelpunkt des Zeitinteresses zu stehen?

Literatur.

Auch für diesen Band gilt bei der Aufzählung der Bibliographie das Prinzip des ersten: keine ausführliche, sondern nur die wichtigste, über Einzelheiten genauer unterrichtende Literatur zu bieten. Da die Menschen der beiden letzten Jahrhunderte, ihre Sitten und Gebräuche, dem Jetztlebenden näher stehen, als die der vorangegangenen, so hat man sich naturgemäß mit ihnen auch mehr beschäftigt, und fließen darum die Quellen noch zahlreicher. Es gilt deshalb, die Auswahl der empfehlenswerten Lektüre noch mehr zu begrenzen.

Rokoko.

In den Charakter und Geist dieser Epoche führen die vielen zeitgenössischen Memoiren und Briefwechsel selbstverständlich am besten ein. Wie sich auf Grund dieses Materials ein lebendiges und naturgetreues Sittengemälde jener Zeit entwerfen läßt, wird durch das Musterbeispiel, welches die beiden Brüder Goncourt gegeben haben, meisterhaft gezeigt. Vollendeter ist das Zeitalter des Rokoko, in dem die Frau im Mittelpunkt des Lebens steht, nicht geschildert worden als in dem kleinen Werke „Die Frau im 18. Jahrhundert" von Edmond und Jules de Goncourt (eine deutsche Ausgabe ist erschienen im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig 1905; 2 Bände). Eine reichhaltige Quelle bieten

auch die Kupferstiche und Genrebilder, welche die Epoche des Rokoko besonders zahlreich aufzuweisen hat. Schätzenswert durch die Fülle zusammengetragenen illustrativen Materials ist darum „Die Mode" (Menschen und Moden im achtzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit. Ausgewählt von Oskar Fischel, Text von Max von Boehn, München 1909). Ebenso kommt Gleichen-Rußwurms „galantes Europa" auch für diese Epoche abermals in Frage.

Für die einzelnen Abschnitte sind als Quellenwerke von Wichtigkeit oder Interesse, für „Les Jours d'Appartement": Saint-Simon „Memoires", Paris 1829/30 und 1879 ff. Eine deutsche Ausgabe, übersetzt von Hans Flörke, beginnt neuerdings in Auswahl bei Georg Müller in München zu erscheinen; Die Briefe der Liselotte, ausgewählt und biographisch verbunden von E. Künzel, Ebenhausen b. München 1911. Für **„Die Einschiffung nach der Insel Cythere"**: Mémoires du comte de Maurepas, Buisson 1792; Emilie von Hoerschelmann „Rosalba Carriera", Leipzig 1908 p. 114 ff. Für **„Die Nächte der Herzogin du Maine"**: „Madame Staal de Launay „Mémoires", Paris 1755. Für **„Das Idyll in Cirey"**: Else Rema „Voltaires Geliebte", Dresden 1913; Madame de Graffigny Lettres, Paris 1820. Für **„Rheinsberg und Sanssouci"**: „Der König" (Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen, sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten. Mit biographischen Verbindungen von Gustav Mendelssohn-Bartholdy, Ebenhausen b. München 1912); Dieudonné Thiébault: Friedrich der Große und sein Hof, deutsche Bearbeitung von Conrad, Verlag Robert Lutz in Stuttgart, 2 Bände; K. F. Nowack „Sanssouci", Klinkhardt und Biermann „Stätten der Kultur", Band 15. Für **„Die Salons des galanten Leipzig"**: Georg Witkowski „Geschichte des literari-

schen Lebens in Leipzig", Leipzig und Berlin 1909: Gustav Waniecк „Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit", Leipzig 1897; „Der Frau Luise Adelgunde Victoria Gottschedinn, geb. Kulmus, sämtliche kleinere Gedichte, nebst dem von vielen vornehmen Standespersonen, Gönnern und Freunden beyderley Geschlechtes, ihr gestifteten Ehrenmale aus ihrem Leben, herausgegeben von ihrem hinterbliebenen Ehegatten, Leipzig 1763; Fr. Förster „Die Höfe und Cabinette Europas im XVIII. Jahrhundert, Potsdam 1836, 3. Band. Für „**Das Königreich auf der Rue Saint-Honoré**": Abbé Morellet „mémoires", 1818; Jean François Marmontel „Mémoires d'un Père pour servir à l'instruction de ses enfants" 1804; „Die Briefe des Abbé Galiani", aus dem Französischen übertragen von Heinrich Conrad mit einer Einleitung von Wilhelm Weigand, Georg Müller, München 1907, 2 Bände.

Empfindsamkeit.

Der Charakter dieses interessanten Zeitalters spiegelt sich am deutlichsten in den Romanen Richardsons, Sternes, Rousseaus und in „Werthers Leiden" wider. Wer tiefer in das Seelenleben des Empfindsamen eindringen will, findet reiche Ausbeute in den Briefen der Empfindsamen, zum Beispiel in dem „Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi" und in den Briefen, die Heinrich Düntzer 1857 unter dem Titel „Aus Herders Nachlaß" in 3 Bänden herausgegeben hat.

Aus den einzelnen Abschnitten wäre zu verweisen auf folgende Werke, bei „**Die Muse der Enzyklopädie**" auf: „Die Liebesbriefe des Lespinasse", deutsch von Arthur Schurig, mit Einleitung von Wilhelm Weigand, Verlag Georg Müller, München 1908; „Lettres de Madame du Deffand", 1812; Correspondance

de Madame du Deffand avec d'Alembert etc.. Paris 1809; Mémoires du président Hénault, Dentu 1855. Bei „**Junker Berlichingen im Kreise der schönen Seelen**" auf: Valerian Tornius „Die Empfindsamen in Darmstadt, Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit", Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1910. Bei „**Wittumspalaisträume**" auf: Wilhelm Bode Amalie, Herzogin von Weimar", E. S. Mittler und Sohn, Berlin, 2. Auflage, 1909, 3 Bände. Paul Kühn „Die Frauen um Goethe", Weimarer Interieurs, Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1911, 2 Bände.

Romantik.

Aus der überaus reichhaltigen Literatur, die dieses Thema behandelt, sei nur die markanteste Erscheinung auf dem Gebiet erwähnt: Ricarda Huch „Blütezeit der Romantik", Leipzig 1899; dieselbe „Ausbreibreitung und Verfall der Romantik", Leipzig 1902. Da es sich jedoch in dem vorliegenden Buch nicht so sehr um die romantische Strömung in Kunst und Literatur handelt, sondern um das gesellige Leben, welches in der Zeit der Romantik blüht, kommen wesentlich Einzeldarstellungen in Betracht.

Für „**das griechische Souper**": „Die Erinnerungen der Malerin Vigée-Lebrun", deutsche Übertragung von Martha Berend, mit Vorwort von O. Ortlepp, Weimar 1912, 2 Bände. Für „**Madame Récamiers Salon**": Edouard Herriot „Madame Récamier und ihre Freunde", deutsch von E. Müller-Röder, Berlin 1910; Lady Blannerhasset „Frau von Staël", Berlin 1887/89, 3 Bände. Für „**Geselligkeit in Goethes Hause**": Goethes Gespräche, Gesamtausgabe in 5 Bänden, neu herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann, Leipzig 1909/10.

Für „**Die kleine Berlinerin und ihre Schöngeister**“: Otto Berdrow „Rahel Varnhagen, ein Lebens- und Zeitbild“, Stuttgart 1900; K. A. Varnhagen von Enſe. „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“, 42. Abſchnitt „Rahel“ in ausg. Schriften, 6. Band, 6. Teil, Leipzig 1871; „Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel“, Leipzig 1836; „Rahel“, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 1839, 3 Bände. Für „Le Congrès dansant“: „Gemälde des Wiener Kongreſſes 1814—1815“, Erinnerungen, Texte, Sittenſchilderungen, Anekdoten von Graf de la Garde, übertragen von Dr. Ludwig Eichler, Leipzig 1844. 4 Bände; eine neue Ausgabe in zwei Bänden, von Guſtav Gugitz veranſtaltet und mit vielen Bildern verſehen, iſt unlängſt bei Georg Müller in München erſchienen; Für „**Geſellſchaftsbilder aus Alt-Wien**“: Caroline Pichler „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“, Wien 1844, 4 Bände; eine Ausgabe der „Denkwürdigkeiten“ nach dem Originalmanuſkript, herausgegeben von E. K. Blüml, erſchien bei Georg Müller, München (2 Bände); Adalbert Stifter „Aus dem alten Wien“, zwölf Studien, herausgegeben von Otto Erich Deutſch, Inſelverlag 1909; Bauernfeld „Aus Alt- und Neu-Wien“, 1873. Für „**Die letzten Salons**“: Daniel Stern (Madame d'Agoult) Mes souvenirs, Paris 1877; A. von Gleichen-Rußwurm „Geſelligkeit, Sitten und Gebräuche der europäiſchen Welt 1789 bis 1900“, Stuttgart 1910; „**Die Mode** im XIX. Jahrhundert“, nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt und geſchildert von Max von Boehn. Bruckmann, München, 3 Bände.

Verzeichnis der Abbildungen

Taf.		Zu Seite
	I. Antoine Watteau: Galante Unterhaltung (Im Besitz des Deutschen Kaisers, Berliner Museum) . . . . . Titelbild	
„	II. Hyacinthe Rigaud: Liselotte	8
„	III. Marquise de Maintenon: Stich von Pierre Giffart	16
	Marquise de Montespan: Stich von L'Armessin	16
„	IV. Das Souper des Regenten, des Herzogs von Orléans, Stich nach einem Gemälde von Wattier	24
„	V. Le Bal paré: Stich nach Saint Aubin . .	32
„	VI. L'Hiver: Stich nach Lancret von J. P. Bas	40
„	VII. Emilie du Châtelet, unbekannter Stich . .	48
	Voltaire im Jahre 1756, Stich nach Letour	48
„	VIII. Adolf von Menzel: Flötenkonzert	56
„	IX. Johann Christoph Gottsched: Stich von Bernigroth nach Reiff	72
	Luise Adelgunde Victoria Gottsched: Stich von Bernigroth nach Hausmann	72
„	X. Jean Baptiste Simeon Chardin: Madame Geoffrin (Museum zu Montpellier) . . .	80
„	XI./XII. Eine Soiree bei Madame Geoffrin: Stich von P. L. Debucourt (Kupferstichkabinett, Berlin)	88
„	XIII. Herzogin Anna Amalie in ihrem Musikzimmer, nach einem Gemälde im Wittumspalais	128
„	XIV. G. M. Kraus: Zeichnende Gesellschaft im Wittumspalais	136

Zu Seite

Taf. XV. Assemblée au Salon: Stich nach Lavreince von Dequevauvilliers 144
„ XVI. Vigée-Lebrun: Selbstporträt (Louvre in Paris) 152
„ XVII. Fr. Gérard: Madame Récamier 160
„ XVIII. Frau von Staël: Stich nach Gérard von Langier 168
„ XIX. Anne-Louis Girodot de Roncy-Trioson: François René Chateaubriand (Museum zu Saint-Malo) 176
Lina Vallier: Benjamin Constant 176
„ XX. Das Junozimmer in Goethes Haus 184
„ XXI. Heinrich Kolbe: Goethe (Goethe-National-Museum in Weimar) 192
„ XXII. Rahel Varnhagen nach einem Basrelief von Friedr. Tieck 208
„ XXIII. Moritz von Schwind: Schubertabend bei Ritter von Spaun 240
„ XXIV. Adolf von Menzel: Abendgesellschaft bei der Gräfin Schleinitz 248

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

Goethe

Von

Georg Simmel

2. Auflage

320 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 4.80

Richard M. Meyer schreibt über „das tiefsinnige, geistreiche, ungemein anregende Werk" in der Neuen Freien Presse: „Wenn ein Mann von der Bedeutung Simmels ein Thema von dieser Bedeutung bearbeitet, so sollte das für die gesamte ‚philosophische Kultur' Deutschlands ein Ereignis sein. Vielmehr: es ist ein Ereignis, das der Mitwirkung von Kritik und Publikum gar nicht erst bedarf. Und wirklich gilt das von dem Buche in vollstem Maße. Es ist ein Ereignis nicht nur durch das, was es unmittelbar bietet, sondern auch durch das, was es mittelbar bedeutet."

Johanna Schopenhauer

Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit

Von **L. Frost**

XVI und 254 Seiten mit 8 Tafeln
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 4.80

Das Buch greift einen überaus interessanten Abschnitt aus dem Leben des Goethekreises heraus. Johanna Schopenhauer ist nicht nur als vielgelesene Schriftstellerin, als Mutter des Philosophen und Veranstalterin gern besuchter „Salons" in Weimar von Bedeutung, ihre Lebensschicksale sind auch verknüpft mit der großen Zeit, deren Gedächtnis wir jetzt gefeiert haben. Vor allem verdanken wir ihr eine der lebendigsten Schilderungen des Kreises, in dem sich der alternde Goethe, innerlich tief vereinsamt, bewegen mußte.

(Auf alle Bücher 25 % Teuerungsaufschlag.)

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

Pilgerfahrten in Italien

Von Olga von Gerstfeldt und Professor Dr. E. Steinmann

3. Aufl. Mit Buchschmuck von Marcus Behmer
XXII und 483 Seiten mit 2 Gravüren u. 24 Tafeln
Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50

So viel über Italien geschrieben wurde — man möchte dieses Buch in der Fülle nicht missen, manches andere gern dafür hingeben. Olga v. Gerstfeldt, eine feine edle Frau, hat darin ihre Eindrücke der italienischen Landschaften und Städte, ihrer Kunst und Kultur niedergelegt. Der schimmernde Glanz des italienischen Landes, seine traumhafte Schönheit, der Reichtum seiner Kunst und Kultur verdichten sich in ihm zu einem farbenstarken, formschönen Buch. Seelische Wärme durchdringt hier alles Geschehene und verklärt und adelt das Wort, in das es gefaßt ist. Eine leise Schwermut nur breitet sich zuweilen dämmernd darüber — auch sie ein Niederschlag eines Erlebens, das den Tod sein ernstes Wort zu ihr sprechen ließ, „als sie kaum die ersten Früchte reifen sah". Ein Tempel der Erinnerung ist dieses Buch; so ganz persönlich wie kaum einige andere über Italien. Der Zauber der feinen Persönlichkeit umfängt uns darin und was wir von den reichen Inhalten in uns aufnehmen, ist durchweht von diesem ganz persönlichen Hauch, der die Dinge mit weicher schmerzensreicher Liebe umfing und durchdrang, und in das Wesen der großen Künstler tief versenkte. Es ist ein Buch, aus einem leidvollen Erdenleben zum schönsten Kunstwerk umgebildet. Badische Neuste Nachrichten.

Segantinis Briefe und Schriften

Volksausgabe

187 Seiten mit 8 Tafeln
Geh. M. 3.—, geb. M. 3.60

Der Wert dieses Buches ist am besten durch eine Kritik des „Türmers" umschrieben: „Ein Buch von hoher Schönheit sind Giovanni Segantinis Schriften und Briefe, die die Tochter des großen Künstlers herausgegeben hat. Des großen Einsamen aus der gewaltigen Alpenwelt Selbstbiographie, Schriften und Gedanken über Kunst, Selbstbekenntnisse und Briefe sind hier zusammengeschlossen zu einem Denkmal reinsten Künstlergeistes und edler starker Männlichkeit. Der Künstler Segantini ist in seinem Besten zu verstehen, wenn man auf diese Weise dem prächtigen Menschen nahegekommen ist.

(Auf alle Bücher 25 % Teuerungsaufschlag.)

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

Giovanni Segantini

Sein Leben und sein Werk

Von **Franz Servaes**

2. (bill.) Ausgabe mit 16 Tafeln
Brosch. M. 3.80, geb. M. 4.50

Mit warmer Teilnahme stellt uns Servaes die Schicksale des in der Ursprünglichkeit seiner Vollnatur hinreißenden und erhebenden Künstlers dar. Das Leben Segantinis, die Geschichte des von der Glut seiner Begeisterung getragenen, inmitten der düsteren Verhältnisse sich unwiderstehlich aufwärts ringenden armen Jungen, der Aufstieg des naiv und kühn seinen Flug nehmenden malerischen Verkünders der Natur in ihren großartigsten Erscheinungsformen, seine menschliche und künstlerische Eigenart, dieses rührend einfache und aus eigener Kraft zu erhabenem künstlerischen Reichtum emporwachsende Dasein hat im Buche von Servaes eine dramatisch belebte Schilderung gefunden, die man gespannt und bewegt in einem Zuge genießt.

Die Renaissance in Briefen

von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen

Von **L. Schmidt**

2 Bände. Geheftet je M. 5.—, gebunden je M. 6.—

Greifbarer ist nie die herrliche Epoche der Renaissance zum Leben erstanden als in diesen persönlichen Dokumenten der Zeitgenossen, die die beiden hier empfohlenen Bände vereinigen. Der Gedanke, einmal an Hand der erhaltenen Schriften und Briefe die Zeit selbst zu Worte kommen zu lassen, hat sich als ungemein glücklich erwiesen. Was diese Zeit an Typen aufzuweisen, was sie im letzten erstrebt, versucht und gehofft hat, hier wird es Wirklichkeit. Ein Zauber lagert über diesen durch die Ausführungen des Bearbeiters geschickt zu einem harmonischen Ganzen verbundenen Bekenntnissen, der uns zu Zeugen unmittelbaren Erlebens macht.

(Auf alle Bücher 25 % Teuerungsaufschlag.)

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

Die Frauen um Goethe

Von P. Kühn. Weimarer Interieurs

2 Bände. XXIV und 442 und XVI und 533 Seiten mit 50 Tafeln

Geh. zus. M. 14.50, in Pappband zus. M. 16.50, in Leinen zus. M. 17.50

Das alte Weimar steht auf in seinem intimen Leben. Die hohen Geister, von uns seit den Tagen der Schulbank her bewundert und verehrt, treten uns zum Greifen menschlich nahe. Ihr Alltagsleben gibt den Schlüssel zum vollen Verständnis ihrer Werke; in ihrer Häuslichkeit werden sie uns traut und förmlich verwandtschaftlich liebgewohnt. — Dr. Paul Kühn hat sich da als Meister in Anordnung des vielverzweigten Stoffes erwiesen. Wir lassen das Buch kaum aus der Hand, bis wir es zur letzten Zeile mit höchstem Interesse verschlungen haben — und alsdann wieder von vorne anfangen mit erneuerter Andacht. Grazer Tageblatt.

Vom gleichen Verfasser erschien:

Weimar

(Stätten der Kultur. Band 13)

Kart. M. 3.—, geb. M. 4.—, in Leder M. 5.—

Ein Buch über Weimar muß immer vor allem ein Buch über die Goethezeit werden; und auch Kühn hat natürlich dieser Epoche sein Hauptaugenmerk zugewendet. Er spricht nicht als ein Gelehrter zu uns, sondern als liebenswürdiger Plauderer, der etwas von der ästhetischen Atmosphäre der verrauschten Tage in uns heraufbeschwören möchte. Aber auch dem alten vorgoetheschen Weimar gilt sein Interesse und die nachgoethesche Zeit ist bis in unsere Gegenwart hinein im Umriß geschildert worden. Hamburger Fremdenblatt.

(Auf alle Bücher 25 % Teuerungsaufschlag.)

HMod
T6854sa
557176
Tornius, Valerian Hugo
Salons. 3.Aufl.
v.2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 14 05 15 006 6